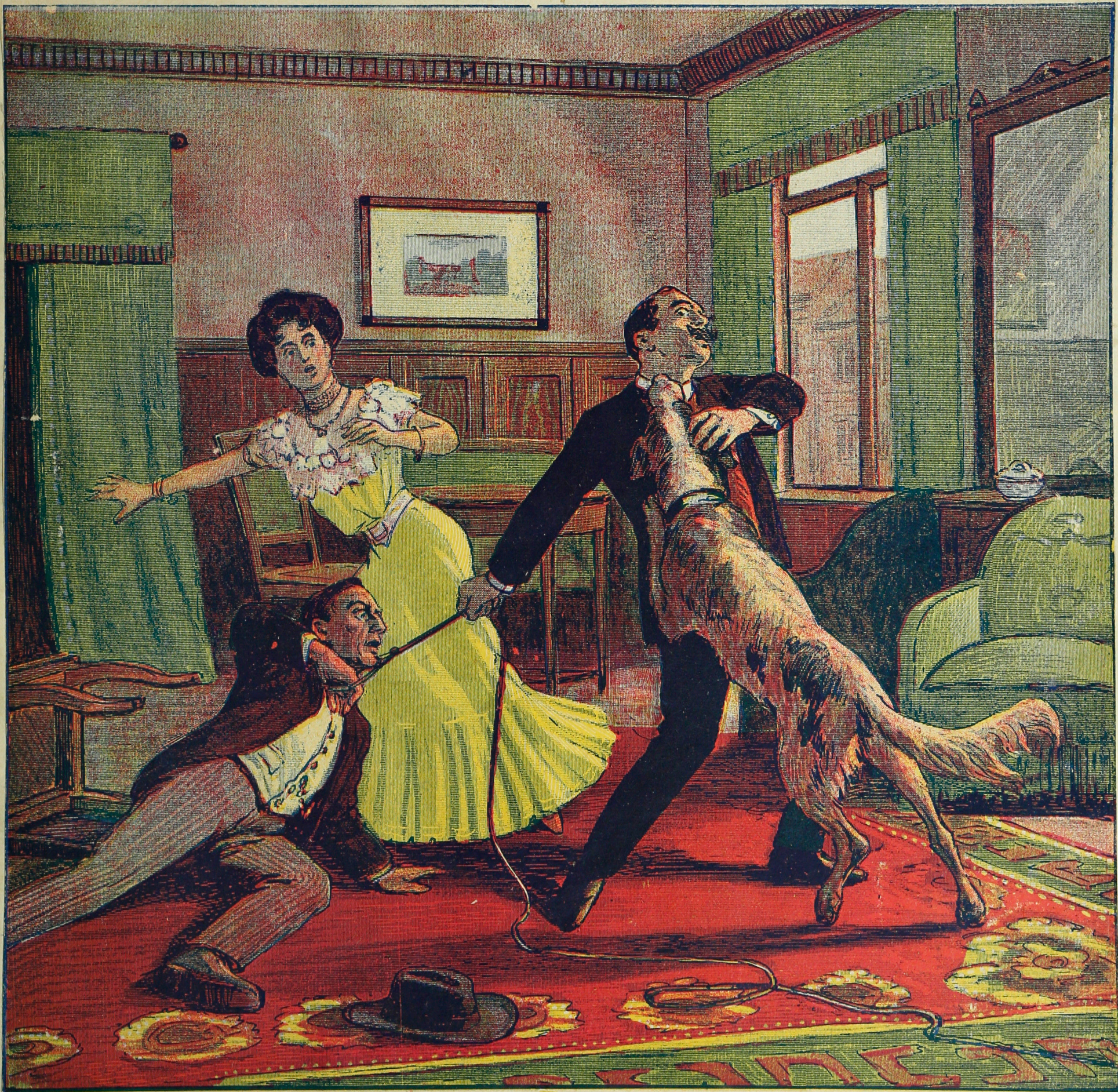




Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

54. Band.

Dämon Weib.



Mit übermenschlicher Anstrengung wehrte sich Sherlock Holmes gegen die würgende Schlinge. Kaum hatte er noch die Macht, zu rufen: „Nero, faß!“

Dämon Weib.

1. Kapitel.

Lord Edgards Freundin.

In seinem Arbeitszimmer saß Sherlock Holmes und wartete auf einen Besuch, der sich angemeldet hatte. — Schon waren zehn Minuten über die verabredete Zeit verflossen, da zog der große Detektiv seine Uhr und betrachtete sie mit ärgerlicher Miene.

„Noch drei Minuten warte ich,“ murmelte er, „dann gehe ich fort. Das schöne Geschlecht ist so daran gewöhnt, unpünktlich zu sein, daß es keinen Respekt vor der Zeit anderer Leute hat. — Noch dazu eine Bühnenkünstlerin — die denkt womöglich, ein einfacher Detektiv müsse sich freuen, wenn die berühmte Bella Talbot zu ihm kommt! Aber darin irrt sie sehr . . . meine Minuten sind mir zu kostbar, um sie . . .“

Die Glocke an der Haustür schrillte und unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch.

Gleich darauf betrat eine Dame von blendender Schönheit das Zimmer.

Bella Talbot war schlank und hochgewachsen. Sie sah größer aus, als sie in Wirklichkeit war; ein feines Köpfchen saß auf ihrer ebenmäßigen Gestalt, die in einer raffiniert einfachen, aber sehr kostbaren Toilette von otterbraunem Tuch aufs beste zur Geltung kam.

Das zarte Gesicht war ohne jede Schminke und leuchtete um so mehr in seiner rosigen Frische. — Große, rehbraune Augen von herrlichem Glanze strahlten unter schwarzen Augenbrauen hervor, die auch ohne künstliche Nachhilfe wie mit dem Pinsel gezogen waren, und um die weißen Schläfen legten sich goldbraune Haarwellen.

„Mr. Holmes?“ fragte die Dame, nähere tretend.

„Zu dienen!“ erwiderte der Detektiv.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Holmes,

mich zu empfangen. Ich mußte diese Stunde wählen, wo die Dämmerung herabsinkt und die Laternen noch nicht brennen, damit mich niemand bei Ihnen eintreten sah. — Daß ich hier bin, muß tiefes Geheimnis bleiben.“

„Um was handelt es sich, Miß Talbot?“

Das schöne Mädchen zauderte einen Augenblick:

„Bevor ich Ihnen das sage, Mr. Holmes, möchte ich Sie vielmehr fragen, ob Sie meinen Ruf kennen?“

„Es ist der beste, den sich eine junge Dame wünschen kann.“

Bella Talbot nickte:

„Das ist wahr. Ich bin nicht leichtsinnig. Meine Einkünfte sind übrigens reichlich, wenn auch nicht gerade so glänzend, wie die Welt glaubt. Ich brauche mir also nicht, wie so manche bedauernswerte Kologin, einen reichen Freund zu halten.“

„Davon war ich überzeugt, Miß Talbot. Doch?“

„Nun handelt es sich gerade darum, daß ich den Tugendsschleier, den ich vor der Welt trage, vor Ihnen ein wenig lüfte — daß ich Ihnen gestehen muß, daß ich dennoch einen Geliebten habe.“

Sherlock Holmes lächelte:

„Ich wage nicht, den Namen von Lord Edgar zu nennen.“

Bei diesen Worten blickte er beiseite, aber er bemerkte dennoch das Erbleichen seines Gastes.

„Wie ist das möglich — Sie erschrecken mich, Mr. Holmes! Man hat also mein Geheimnis durchschaut?!“ rief sie erschrocken.

„Was „man“ getan hat, weiß ich nicht, verehrte Miß, aber „ich“ für meine Person pflege nicht mit unbekannten Mandanten zu arbeiten. Und deshalb erlaubte ich mir, seit gestern, als ich Ihr Briefchen empfing, einige Fühlfäden auszustrecken. Selbstverständlich Diskretion Ehrensache.“

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob Bellas Brust.

„Also nur Sie, Mr. Holmes!“ flüsterte sie. „Aber niemand weiter darf es erfahren. — Wie haben Sie die Entdeckung gemacht?“

„Amtsgeheimnisse verrate ich nicht. Doch fahren Sie fort, bitte. Was ist es also, womit ich Ihnen dienen kann?“

„Es ist — es betrifft — Mr. Holmes, ich muß Ihnen eben die ganze Wahrheit sagen! — Ich bin nicht die Geliebte des Lord Edgar Panberry — — ich bin seine Gattin.“

Sherlock Holmes fuhr auf:

„Meine verehrte Miß Talbot! Wenn ich Ihnen das glauben soll, was Sie eben sagten, so müssen Sie mir Beweise für die Richtigkeit bringen!“

Seine schöne Besucherin rang die Hände:

„Wie soll ich Ihnen das beweisen, da ich keine Dokumente darüber besitze! Es existiert allerdings ein Trauschein, aber den hat Edgar, nicht ich.“

„Nun, dann kann ihn doch der Lord mir vorlegen!“

Tränen stiegen in die schönen Augen Bellas, und sie schüttelte traurig den Kopf:

„Edgar wird den Schein nie vorlegen — er bereut seine Heirat! Er ist in die Hände eines furchtbaren Weibes geraten.“

Der Detektiv lehnte sich zurück, blickte seinen Gast ernsthaft und lange an und sprach:

„Sie wissen, daß Sie ungewöhnlich schön sind, Mrs. Talbot. Sie werden kaum die Rivalität einer andern Frau zu fürchten haben, und Sie behaupten doch, daß Ihr Gatte Ihrer überdrüssig sei und Sie abschütteln möchte. — Das erscheint mir unwahrscheinlich.“

„Ich gebe zu, daß es durchaus unwahrscheinlich ist! Aber wie oft haben gerade Sie wohl in Ihrem Berufe erlebt, daß im wirklichen Leben noch viel romantischere und unglaublichere Dinge passieren, als die tollste Dichterphantasie zu erfinden imstande ist! Ich werde Ihnen jetzt so kurz wie möglich erzählen, was geschehen ist.“

„Well, ich höre, Madam.“

„Meine Heirat,“ erzählte Bella, „fand vor einem Jahre statt. — Ich war damals zur Erholung in einem kleinen schottischen Gebirgsdorfe, Namens Kirkbelloch. Ich hatte mich unter einem falschen Namen in dem kleinen Hotel eingetragen, denn ich wollte unbehelligt von neugierigen Leuten oder Bewunderern sein. In demselben Hotel, wie ich, wohnte Lord Edgar, der sich ohne seinen Titel, nur als Mr. Panberry, in die Fremdenliste eingetragen hatte.“

Ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, daß es eine Liebe auf den ersten Blick gibt. — Ich, die ich bisher

gegen alle Huldigungen der Männer kalt geblieben war, ich fühlte bei der ersten Begegnung, daß ich diesen Mann lieben müsse, und daß es aller meiner Kraft bedurfte, um ihn dies nicht merken zu lassen.

Edgar kannte meine Photographien, er hatte mich zahllose Male auf der Bühne gesehen, und er sprach mich im Gärtchen des Hotels gleich als Miß Talbot an. — Ich merkte es übrigens sofort, daß auch er mich gern sah. Leider war das ja bei ihm, den ich nicht kannte, durchaus nicht zu verwundern.“

„Nein,“ warf hier der Detektiv ein, „es ist bekannt, daß Lord Edgar eine Schmetterlingsnatur hat.“

Traurig nickte Bella.

„Ich wußte das aber nicht!“ fuhr sie fort. „Ich war allein mit ihm in der Einsamkeit der schottischen Felsen, und ich glaubte ihm, daß ich seine erste, wahre Liebe sei. — O, Mr. Holmes, lächeln Sie nicht so spöttisch! Ich bin sicher, daß Edgar ehrlich dieser Meinung war! Daß er fest überzeugt von der Tiefe seiner Empfindungen war, und daß er damals an nichts dachte, als an mich und mein Glück.“

Er bestürmte mich mit seiner Liebe, und er ist ein unwiderstehlicher Mann — Sie werden ja gehört haben, daß er ebenso liebenswürdig wie leichtsinnig ist. — Nun, ich erhörte ihn, stellte allerdings das Verlangen sofortiger Heirat.“

„Lord Panberry ist reich und selbständig, er konnte doch tun und lassen, was er wollte, Miß Talbot.“

„Das ist ein Irrtum. Er konnte nichts ohne die Genehmigung seiner Mutter tun, die noch lebt, und die durch ein eigentümliches Testament ihres Gatten die volle Verfügung über das ganze Barvermögen behält, so lange sie lebt. — Edgar wird einmal Millionen haben, aber vorläufig hat er nicht allzu viele Barmittel. Außerdem steht er sich mit seiner Mutter nichts weniger als gut, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er auf die verschiedenen Heiratspläne nicht eingehen will, die sie für ihn hat. Er durfte also auf keinen Fall wagen, ihr eine Schwiegertochter zuzuführen, die sogar Bühnenkünstlerin war.“

„Ich verstehe,“ murmelte der Detektiv. „Die alte Lady Panberry hätte ihm jede materielle Hilfe entzogen, auf die der Lord doch angewiesen war.“

„Ja, so ist es. Ich kann Ihnen nicht näher auseinandersetzen, wie es kam, daß ich nach kaum zwei Wochen so ganz im Banne Edgars war, daß ich seinem Vorschlag, uns in aller Stille trauen zu lassen, folgte.“

„Und wo wurde diese Ehe geschlossen?“

Bella sah ihn hilflos an:

„Ich weiß es nicht!“ flüsterte sie. „Hier beginnt ja das Unglaubliche meines Schicksals! Ich weiß nicht, wie der kleine Flecken in Schottland heißt, wo unsere Eheschließung stattfand. — Was kümmerte mich denn der Ort! — Edgar fuhr mit mir in einem Auto-

mobil einige Stunden, wir langten in einer kleinen Stadt an, fuhren gleich an einem Gebäude vor, das er als das Standesamt bezeichnete, und dort wurde unsere Ehe geschlossen."

"Es waren Beamte und Zeugen dabei?" fragte Sherlock Holmes.

"Gewiß, die Handlung war ganz gesetzlich. Zeuge war der alte Diener Edgars, Broomer mit Namen, der auch jetzt noch bei ihm dient, und ferner meine Jungfer Bridget, welche auf dem Automobil mitfuhr und ebenfalls jetzt bei mir ist."

Sherlock Holmes fiel ein Stein vom Herzen, und er atmete erleichtert auf:

"Wenn Sie Zeugen haben," sagte er, "so kann doch Lord Panberry nicht die Eheschließung leugnen. Dies versucht er trotzdem jetzt, nicht wahr?"

"Ich weiß nicht, wie ich es sonst nennen soll! Er war seit vielen Wochen nicht bei mir, er beantwortet meine Briefe nicht, sein Stadthaus ist leer, man hört nicht, wo der Lord ist, nur daß er auf Reisen sei, wird einem geantwortet — kurz, es ist klar, daß Edgar meiner überdrüssig ist."

"Und wobei, Miß Talbot, wünschen Sie nun eigentlich meine Hilfe?"

"Zunächst bitte ich Sie, den Aufenthalt meines Gatten zu ermitteln, er kann doch nicht für seine Familie zum Beispiel unsichtbar bleiben. Ich aber wiederum kann mich nicht an seine Familie wenden, denn ich würde keine Antwort bekommen. Ferner, wenn Sie wissen, wo er ist, dann sprechen Sie mit ihm. Ich beabsichtige gar nicht, ihn zu halten, wenn er seine Freiheit wiederzuerlangen wünscht."

"Hm — wenn er eine Scheidung vorschläge, so würde er ja auch seine Ehe eingestehen müssen. Ich nehme an, Miß Talbot, daß Sie durch sein allerdings seltsames Schweigen zu einer zu schwarzen Ansicht der Sachlage gebracht worden sind. Lord Edgar ist launenhaft. Vielleicht will er nur ein paar Monate reisen und kommt eines Tages ganz treu und liebevoll zurück!"

Da blitzten Bellas Augen auf, und sie rief:

"Sie vergessen, daß ich vorhin von einem Weibe sprach! Reden Sie mir nicht von Edgars Treue. Ich will nur den Namen Florence Macrood nennen!"

"Florence Macrood!" wiederholte Sherlock Holmes in gedehntem Tone. "Ist sie hier beteiligt?"

"Ha, Sie kennen sie! Ja, sie ist beteiligt, sie verkehrte im Hause der alten Lady Panberry, und Edgar sprach mir nie von ihr, das war schon ein verdächtiges Zeichen. Ich hörte aber später, daß diese Frau — sie ist die Witwe eines hohen Beamten, wie Sie wissen — ihre Neze schon längst nach ihm ausgeworfen hatte und daß seine Mutter diese Heirat sehr wünscht."

"Ist Madam Macrood auch nicht in London?"

"Man sagt in ihrer Villa ebenfalls, daß sie verreist ist. Ich vermute also leider, daß sie mit Edgar zusammen irgendwo weilt. O, wenn Sie wüßten, wie mich dieser Gedanke ängstigt!"

"Das kann ich Ihnen nachfühlen. Aber da Ihr Gatte sich doch nicht doppelt verheiraten kann, so wird ja die Neigung für die interessante Witwe nur vorübergehend sein. Ich will also sofort an die Arbeit gehen. Haben Sie mir sonst noch etwas Erhebliches mitzuteilen?"

"Vielleicht interessiert Sie noch mein Schicksal nach der Hochzeit. Unsern Honigmond verlebten wir dann wieder in Kirkbelloch. Und hierauf mußte ich nach London zurückkehren, um zu spielen, denn so lange ich nicht Edgars Gattin vor der Welt sein darf, will ich weiter Geld verdienen."

Sherlock Holmes warf einen eigentümlichen Blick auf das schöne Weib, das ein so seltsames Schicksal betroffen hatte, und verabschiedete sich bald.

2. Kapitel.

„Mord!“

Am Abend desselben Tages, eine Stunde, nachdem Sherlock Holmes bereits durch seine Gehilfen und vermittels seines eigenen Scharffsinnes erfahren hatte, daß Lord Edgar gar nicht London verlassen hatte, knallte ein Schuß durch den Park von Panberry-Hall.

Die alte Lady, die Mutter Edgars, fuhr entsetzt in die Höhe und klingelte nach dem ersten Kammerdiener:

"Was war das für ein Knall, Veiler? Ist Mylord etwa zurückgekehrt und übt sich im Waffensaal?"

"Nein, Mylady," erwiderte der ebenfalls schreckensbleiche Mann, Se. Lordschafft ist nicht zurückgekehrt. Der Schuß kam auch nicht von oben her. Er fiel ja ganz nahe am Hause, vielleicht im Park."

"Sehen Sie doch nach — wer weiß, was geschehen ist"

Noch ehe der Diener hinausgeeilt war, erschollen Jammerrufe von draußen. Aus dem Park, der noch im letzten scheidenden Lichte lag, stürzten Gärtner und Arbeiter herbei.

"Der Lord ist ermordet!" schrien sie. "Man hat ihn erschossen!"

"Still! Schweigt doch!" rief Veiler. "Mylady wird den Tod davon haben, wenn sie es so hört!"

Aber seine Warnung kam schon zu spät.

Hochaufgerichtet, geisterbleich streckte die alte Lady die Hand aus.

"Es — ist — nicht wahr!"

Schrecklich hallte der gebrochene Aufschrei, dem niemand zu widersprechen wagte.

Lady Panberry schwankte durch die Halle, durch den großen Speisesaal und bis hinaus auf die Terrasse, die zum Garten führte.

„Es — ist — nicht wahr!“ stotterte sie. „Mein — Sohn — er war — nicht hier — es muß ein Irrtum“

Bewußtlos brach sie zusammen.

Die hohe Gestalt mit dem strengen, fast männlich geschnittenen Gesicht, das dicke, schneeweiße Scheitel umsäumten, ward fortgetragen. Die übrige Dienerschaft aber stürmte in den Garten hinaus.

Bald pflanzte es sich wie ein Lauffeuer aus dem Hause hinaus auf die Straße und fort von Viertel zu Viertel:

Lord Edgar Panberry ist tot!

Der junge, schöne Edelmann, den seine Dienerschaft in das Schloß getragen hatte, lag jetzt auf seinem Bette, ganz ruhig und friedlich lächelnd.

Einer der ersten, die auf die Schreckenskunde hin in das Haus kamen, war Sherlock Holmes.

Die Lady war noch nicht aus ihrer Ohnmacht erwacht, Verwandte waren noch nicht eingetroffen, und so war es den ratlosen Dienstboten nur angenehm, daß der Detektiv das Oberkommando übernahm.

Er schickte alle müßigen Frager und Gaffer, die sich aus allen Stadtgegenden schnell eingefunden hatten, fort und nahm ein Verhör vor.

„Wie kam es,“ fragte er den Haushofmeister, einen Franzosen, Namens Ouvrier, „daß der Lord im Parke war? — Er hatte sich doch wochenlang nicht hier sehen lassen!“

„Lord Edgar machte es oft so,“ erklärte Ouvrier. „Er hat in der Stadt noch seine eigene Garçonwohnung, und wenn es ihm beliebte, besonders, wenn er Auseinandersetzungen mit Mylady gehabt hatte, dann blieb er fort, so lange es ihm behagte. Plötzlich kam er dann wieder, meistens zu einer Zeit, wo ihn niemand vermutete, und dann lachte er und scherzte er mit Mylady, bis sie wieder ein freundliches Gesicht machte.“

„Es war also nichts Auffallendes, daß er heute abend kam?“

„Durchaus nicht. Seine Zimmer waren ja immer in Ordnung. Und Mylady hat wohl selbst daran gedacht, daß Se. Lordschaft bald kommen würde.“

„Wieso kam er aber durch den Park?“

„Das ist der bequemste Zugang von der Probstly-Straße aus, wo Mylords Klub liegt.“

„Wer sah den Lord kommen?“

Die Gärtner waren ja dabei, als das Unglück geschah.“

„Gut, rufen Sie mir die Gärtner, bitte. — Halt!

Sie genießen hier im Hause eine Vertrauensstellung, Mr. Ouvrier, können Sie mir sagen, ob der junge Lord ausschweifend lebte?“

„Nein, soviel ich weiß, nicht,“ antwortete der Diener.

Es fiel Sherlock Holmes auf, daß der Mann die Lippen zusammenpreßte, als wollte er absichtlich nichts weiter sagen. Ueberhaupt gefiel ihm der glatte Franzose nicht. Edgars Kammerdiener würde ihm vielleicht mehr sagen können; doch dieser war nicht zugegen, sondern befand sich in dem Gargonlogis des Ermordeten.

Die Gärtner wurden nun hereinzitiert, und der älteste von ihnen berichtete:

„Wir waren an den Gewächshäusern beschäftigt, da hörten wir Lord Edgars Hund bellen, und sogleich wußten wir, daß er käme.“

„Was ist das für ein Hund? Ich habe keinen gesehen.“

Das arme Tier liegt draußen im Park. Dieselbe Kugel, welche Se. Lordschaft traf, ist auch noch durch den Körper des Hundes gegangen.“

„Hoffentlich sieht jemand nach ihm, wer weiß, ob er tot ist! Doch davon nachher, bitte, erzählen Sie weiter.“

„Wir blickten uns um,“ berichtete der Gärtner, „und freuten uns schon, denn wenn Mylord zu Hause war, gab es stets gute Worte. Aber kaum erblickten wir ihn hinter den Weidengebüschen, da krachte auch schon der Schuß, und wir sahen einen Mann nur einen Moment zwischen den Baumzweigen hindurch; er lief, was er konnte, und ich setzte ihm sofort nach. Aber er war wie vom Erdboden verschwunden, und ich kann nur annehmen, daß er kreuz und quer gelaufen ist, um mich irre zu führen. Als die andern aus dem Hause stürzten und mitsuchten, war weit und breit nichts mehr zu sehen.“

Sherlock Holmes erhob sich und meinte:

„Bitte, führen Sie mich zu dem Orte, wo der Lord hinfiel; ich muß die Stelle besichtigen.“

„Sie werden nichts finden, Sir, denn da ist schon vorhin, gleich nachdem der Schuß fiel, auch Mr. Ouvrier hingeeilt und hat alles untersucht.“

Die Dämmerung war jetzt so tief auf den Garten herabgesunken, daß man nur mit Mühe noch Einzelheiten unterscheiden konnte. Doch soviel konnte man sehen, daß jenes Weidengebüsch, hinter welchem der Schuß abgegeben worden war, ziemlich durchsichtig war.

Die jüngeren Gärtner wurden ebenfalls noch verhört. Von dem einen derselben, der nicht am Tatort gewesen war, erfuhr Sherlock Holmes, daß dieser Mann den Lord durch die große Pforte habe eintreten sehen,

und zwar war derselbe von einem Mr. Dancer begleitet," erzählte jener.

Erstaunt fuhr Sherlock Holmes auf.

"Mr. Dancer? Wissen Sie das genau?"

"Ja, ganz genau. Es waren sogar drei Herren: der Lord, Mr. Dancer und noch jemand, den ich aber nicht kenne, dessen Aeußeres ich mir aber gut gemerkt habe, weil er wie ein Fremder aussah."

"So! Alle drei gingen in den Park?"

"Mr. Dancer ging nur eine kurze Straße mit, dann kehrte er um, es sah aus, als ob er ärgerlich wäre, und eilte durch die Parktür zurück."

"Hören Sie, mein Sohn, überlegen Sie genau, was Sie sagen. Es handelt sich hier um Tod und Leben eines andern Menschen. Wenn Sie bestimmt gesehen haben, daß Dancer den Park wieder verließ, so kann er unmöglich für die Tat in Frage kommen."

"Das kann er ganz gewiß nicht!" rief eifrig der junge Bursche. "Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, daß er wieder fortging und daß Mylord mit dem Fremden lachend weiterschritt."

"Der Lord lachte?"

"Well, ich konnte es genau sehen, denn ich saß auf dem Birnbaum unten an der Wegkreuzung und sollte Tafelfrüchte pflücken."

"Wie sah der Fremde aus?"

"Er hatte einen dunkeln Teint und schwarzes Haar."

"War er groß oder klein?"

"Eher klein, Sir," meinte der Diener nach kurzem Nachdenken.

"Wie war er gekleidet?"

"Nun, sehr elegant. Ich habe allerdings nicht acht gegeben, von welchem Stoff und Schnitt der Anzug war."

"Würden Sie den Mann wiedererkennen, wenn Sie ihn sähen?" fragte der große Detektiv weiter, den Gärtner scharf fixierend.

"Ganz sicher!"

"Also dann werde ich Ihnen Nachricht geben, wann und wo ich Sie zu sprechen wünsche. Der Verwalter wird Ihnen Urlaub bewilligen. Ich möchte keine Zeit verlieren, deshalb wird es vielleicht noch heute nötig sein, daß ich Sie spreche. Wollen Sie mich gegen zehn Uhr besuchen?"

Bei diesen Worten steckte der Detektiv ein ansehnliches Geldstück in die Hand des Gärtners, der ihm einen besonders sympathischen Eindruck machte.

Hierauf ging er in das Haus zurück und suchte zunächst den Haushofmeister auf, der in der Halle stand und alle Besucher abwies.

"Wie geht es Mylady?" fragte Sherlock Holmes.

"Ist sie aus der Ohnmacht erwacht?"

"Jawohl, Sir, eine Dame ihrer Bekanntschaft ist bei ihr."

Der Ton und ein gewisser hämischer Ausdruck in dem Gesicht des Franzosen fiel dem Detektiv auf. Er versenkte seine forschenden, scharfen Augen in die unsicher blinzeln des Mannes und piff dabei leise durch die Zähne.

"Mister," sagte er dabei sehr höflich, "ich bitte Sie, mich sofort bei Lady Panberry zu melden."

"Das darf ich nicht," versetzte der Haushofmeister. "Mylady hat streng verboten, daß wir stören, wenn Frau Macrood bei ihr ist."

Ohne ein Wort zu erwidern, ging Sherlock Holmes an dem Manne vorbei, betrat den ersten Salon, durchschritt auch den zweiten und schloß hier sorgfältig die Tür hinter sich ab.

"Mag der Kerl, der Haushofmeister, machen, was er will!" murmelte er. "Ich habe meine Gründe, um die Damen zu belauschen, und wenn ich den Mord aufklären soll, so bedarf ich dazu in erster Reihe eines Einblicks in das Verhältnis, in welchem diese Dame zu dem Hause hier steht."

3. Kapitel.

Dämon Weib.

Das Schlafzimmer von Lady Panberry lag als einziges im Erdgeschoß, und vor der Tür desselben machte Sherlock Holmes Halt.

Er hörte Schluchzen.

Hätte er den Raum überblicken können, so würde er eine hohe, üppige Frauengestalt erblickt haben, die auf den Knien vor der alten Dame lag und in dieses haltlose, laute Schluchzen ausgebrochen war.

"Edgar!" rief sie aus, "Edgar — welcher Schurke hat dich getötet? Sie wissen nicht, Sie können nicht ermessen, was mir geschehen ist!"

Lady Panberry, die wie ein Bild aus Stein in ihrem Lehnstuhl saß, zuckte zusammen:

"Kind!" sagte sie. "Das denken Sie, so sprechen Sie zu mir — der Mutter?"

"Verzeihen Sie, Lady Panberry, verzeihen Sie, rechnen Sie mir nicht an, was ich sage, ich bin verzweifelt, ich weiß nicht, was ich spreche! Mein Schmerz — meine Schande — was sage ich?"

Die Lady beugte sich über die Kniende und strich ihr über das dunkle, rötlich schimmernde Haar:

"Schande? Was meinen Sie damit, Florence?"

"Ich gab ihm alles!" stieß sie heraus wie in äußerster Verzweiflung. "Ich war fein — ich gehörte ihm mit Leib und Seele!"

Lady Panberry sprang auf.

„Sie rasen!“ rief sie mit rauher Stimme. „Sie wissen nicht, was Sie reden!“

Jetzt sprang auch Florence auf und blickte die Lady mit flammenden Augen an:

„Sie glauben mir nicht? Aber es ist dennoch wahr — ich dachte, dies wäre nicht die Stunde, um zu scherzen! Ich war Edgars Geliebte; ich sage es ohne Scheu! Denn ich vergötterte ihn, und er sollte mein Gatte werden, wie Sie selbst es wünschten.“

Die Frisur der Lady war aufgegangen, und die silbernen Haarwellen lagen in losen Strähnen um das geisterbleiche Gesicht. Schrecklich war der starre und strenge Ausdruck, mit dem sie die andere anblickte.

„Sie sollten seine Gattin werden, Florence! Ist das nicht um so mehr Grund, mit unbefleckter Ehre in sein Haus zu kommen? Ich verstehe nicht — ich begreife nicht, was Sie sprachen!“

Das Haupt der jungen Witwe neigte sich wie in Scham. Aber um den üppigen roten Mund zuckte es wie von verhaltenem Hohn, als sie erwiderte:

„Es lag nicht an meinem Willen, daß ich nicht schon längst hier als Edgars Gattin einzog! Er selbst schob unsere Verbindung immer wieder hinaus! Vor einem Jahr schon war es fast so weit, daß wir uns vereinten, da reiste er fort, nach Schottland, und von da kam er ganz verändert zurück. Er hat seitdem nie wieder von Heirat gesprochen und sogar jede Andeutung, die ich daraufhin machte, zurückgewiesen!“

„Und deshalb,“ rief die Lady vorwurfsvoll, „deshalb gaben Sie sich ihm hin?!“

„Nein,“ murmelte Florence, „es war ganz anders. Schon vorher, schon vor seiner Reise nach Schottland war ich seine Geliebte. Schütteln Sie nicht den Kopf, Lady Panberry, blicken Sie mich nicht so strafend an — ich war frei, zu tun, was mir beliebte, und ich bin heißblütiger als die kühlen Engländer! Das rasche Blut meiner italienischen Mutter rollt in meinen Adern, und ich gab mich ihm mit vollem Bewußtsein freiwillig hin. — So toll und blind, wie meine Liebe für ihn war, blieb es für mich das herrlichste Glück, die Seine zu sein.“

Eine Weile schwieg die ältere der beiden Frauen. Stolz und Entrüstung stritten in ihr mit der unerklärlichen Zuneigung, die sie von jeher für ihre Besucherin gefühlt hatte. Auch jetzt blieb wieder ihre Neigung Siegerin, und sie sprach in einem mehr traurigen als vorwurfsvollen Tone:

„Wenn das alles so war, Florence — weshalb sagen Sie das mir denn jetzt? Ich hätte Ihren Schmerz auch ohnedies begriffen, denn daß Sie Edgar liebten, wußte ich längst.“

Florence biß sich auf die Lippen.

„Ich beabsichtigte nicht, es zu sagen,“ flüsterte sie.

„Ich fühlte mich nur im ersten Augenblick so ganz als

seine — seine Witwe — ich dachte, Sie würden meinen Schmerz natürlicher finden, wenn Sie alles wüßten — ach — ich weiß nicht mehr, was ich dachte!“

„Armes Kind,“ murmelte die Lady, die schnell wieder in ihr Faible für Florence hineingekommen war. „Es ist wohl wahr, mir geht das Verständnis für so heißblütige Naturen wie Sie ab. Doch lassen Sie uns nicht mehr von diesen Dingen reden — für mich wird es nur noch einen Zweck im Leben geben.“

„Sie wollen Edgar rächen!“ rief Florence. „Das verstehe ich. Möchte es uns gelingen, den verruchten Mörder zu fassen.“

Irrte sich Sherlock Holmes, der an der Tür lauschte, oder klang ein falscher Ton durch diese Worte?

„Ich werde den Detektiv Sherlock Holmes mit den Nachforschungen betrauen,“ fuhr die Lady fort. „Mein Sohn kannte und schätzte ihn hoch. Man sagt, daß er einen sechsten Sinn habe, mit dem er alle Verbrechen aufklärt.“

Florence Macrood zuckte die Achseln, ohne daß die Lady es sehen konnte.

„Ich hoffe, es wird ihm gelingen!“ rief sie aus. „Ich selbst — ich glaube kaum, daß ich die Kraft haben werde, hier zu bleiben und vor der Welt den ganzen Schmerz zu verbergen, den ich empfinde. Ich will vielmehr so schnell wie möglich fortreisen — kommen Sie mit mir, liebe, teure Freundin! Sie wissen, wie unentbehrlich Sie mir sind.“

Aber Lady Panberry, die im Leben so oft in schroffem Gegensatz zu ihrem Sohne gestanden, richtete sich auf, und in ihrem edel geschnittenen Antlitz malte sich eine eiserne Entschlossenheit.

„Ich bleibe hier!“ rief sie mit fester Stimme. „Am Grabe meines Sohnes will ich das Ende meiner Tage abwarten, und nicht eher sollen sich meine Augen schließen, als bis den Mörder seine Strafe ereilt hat.“

Feierlich und schrecklich zugleich klangen die Worte durch den Raum, allein Florence schien keinen Sinn dafür zu haben.

„Den Mörder?“ flüsterte sie lauernd. „Wissen wir denn, ob es nicht auch eine Mörderin war?“

„Eine Mörderin? — Florence! Woran denken Sie? Sprechen Sie. Sie haben eine bestimmte Person im Auge!“

Das funkelnde Auge der andern wurde absichtlich zögernd niedergeschlagen.

„Ich weiß nichts,“ raunte sie in demselben Tone. „Ich weiß nur, daß der unglückliche, arme Edgar stets von Weibern umlagert war, sie stellten ihm nach, wie sonst umgekehrt den Frauen von den Männern nachgestellt wird. Da mag manche Eifersüchtige darunter sein, die möglicherweise den Mordmord ausführte. Jedenfalls wird ja der Detektiv, den Sie be-

auftragen wollen, alle seine Liebesverhältnisse aufdecken, von denen bisher niemand etwas wußte — selbst ich nicht.“

Das Feuer der Eifersucht sprach aus den Augen, den Lippen und der ganzen Haltung der soeben noch in Verzweiflung und Trauer versunkenen Frau. Und Sherlock Holmes begriff plötzlich, daß dieses Weib den Schlüssel zu dem rätselhaften Tode des jungen Lords liefern könne.

„Sie darf es nicht ahnen, wer ich bin,“ dachte er, während er seinen Lauscherposten verließ und zurück nach der Halle ging. „Ich werde eine besonders geschickte Verkleidung wählen müssen, um sie nicht mißtrauisch zu machen. Und nun ans Werk.“

„Mr. Holmes,“ sagte an diesem Abend gegen zehn Uhr Harry Taron zu seinem Meister, „ich hätte Sie sehr gern vorhin telephonisch angerufen, aber ich wußte nicht, wo Sie waren. Hier ist inzwischen ein Mr. Gray gewesen, der dringend nach Ihnen verlangte.“

„Was, der Rechtsanwalt?“

„Ja, Peter Gray, der Advokat.“

„Der kann nichts Wichtiges mit mir zu besprechen haben. Wollte er wiederkommen?“

„Er scheint schon da zu sein, eben öffnet Mrs. Bonnet.“

Gleich darauf trat ein schon älterer, ruhig aussehender Herr ein und reichte dem Detektiv die Hand.

„Was gibt's denn, Gray?“ fragte dieser, indem er nach seiner Pfeife griff und dem Besucher Tabak anbot. „Ist etwas Interessantes im Spiele? Oder kann man seine Pfeife rauchen?“

„Rauchen kann man in allen Lebenslagen,“ erwiderte der Rechtsanwalt, indem er sich gleichfalls seine kurze Pfeife stopfte. „Und interessant ist vor allen Dingen meine Geschichte. Hören Sie zu. Und Sie, Harry, spitzen Sie die Ohren, denn ich weiß ja, daß Sie in allen wichtigen Fällen Ihrem Meister jetzt zur Hand gehen.“

„Woher wissen Sie denn schon, daß ich augenblicklich einen wichtigen Fall vorhabe?“ fragte Sherlock Holmes.

„Nun, das ist eine überflüssige Frage. Als ob es in London oder in sonst einer großen Stadt noch einen rätselhaften Fall gäbe, den man nicht, wenn es irgend möglich ist, Ihnen übergibt! Natürlich nehme ich an, daß Sie in der Mordsache Panberry tätig sind.“

„Richtig. Sie haben mir in dieser Hinsicht etwas mitzuteilen?“

„Lord Edgar Panberry hat vor kurzer Zeit, wie Sie wissen, sein Testament gemacht.“

„Das finde ich sehr vernünftig von dem armen Kerl!“

„Aber hören Sie weiter: Er setzte zur Erbin eine

Dame ein, deren Namen ich vorläufig nicht nennen will, und diese Dame erhält aus dem Vermögen der Familie die Summe von 25 000 Pfund.“

„Donnerwetter! Das läßt sich hören!“

„hm, das entspricht nur der glänzenden Vermögenslage des Herrn. — Dies Ihnen mitzuteilen, ist der Grund, der mich hierher führt.“

Sherlock Holmes stutzte:

„Denken Sie an einen Selbstmord?“

Gray zuckte die Achseln.

„Ich habe schon gehört, daß man Mordverdacht hat und einen Täter sucht, es muß also wohl jemand zuletzt mit dem Lord gesehen worden sein. Indessen das macht meine Vermutung noch nicht hinfällig.“

„Wie meinen Sie also das?“

„Well, ich meine, könnte Lord Edgar nicht einen dafür bezahlt haben, daß er ihn erschießt?“

Der Detektiv brach in ein lautes Lachen aus.

„Was Sie für Ideen haben, Verehrtester! So etwas wäre doch ganz aus dem Rahmen des Alltäglichen fallend. Wenn der Lord sterben wollte, weshalb sollte er dann einen andern dängen? Konnte er dann nicht die Tat selbst ausführen?“

„Ihre Meinung, wie Sie diese hier aussprechen, wollte ich gerade hören. Ich selbst bin nämlich derselben Ansicht, nur wollte ich vorgreifen, falls auch Sie vielleicht Selbstmord annehmen sollten. Meine allerdings rein subjektive Ueberzeugung ist die, daß dieselbe Person, für die eine größere Summe als Erbschaft bestimmt ist, ihn ermorden ließ.“

„Und wer sollte das sein? Es hilft nichts, Gray. Da Sie einmal so viel gesagt haben, müssen Sie nun auch das übrige sagen.“

„Warten Sie bitte einen Moment. Die Testamentsache hat nämlich noch ein Vorspiel. Lord Edgar war nämlich zweimal bei mir. Das erstemal war er von einer Dame begleitet, die ihn zur Kundmachung seines letzten Willens offenbar selbst veranlaßt hatte. Sie schien großen Einfluß auf ihn zu haben und war bei aller Zärtlichkeit doch unendlich bestimmt in ihrem Auftreten. Er nannte sie beim Vornamen und sie ihn ebenfalls. Wie es schien, hätte sie es sehr gern gesehen, wenn er sofort das Dokument unterzeichnet hätte und war nicht darauf gefaßt, daß noch formelle Schwierigkeiten entstehen könnten. Allein Lord Edgar selbst hatte mir vor der Unterredung telephonisch einen Wink gegeben, daß ich irgendeinen Vorwand ersinnen solle, damit die Unterschrift auf einen andern Tag verschoben würde.“

Das Vorhaben gelang. Einige Tage später verstand ich erst, weshalb ich das tun sollte; da kam nämlich der Lord allein zu mir und schmunzelte.“

„Also schien er gar keine Todesahnungen zu haben?“

„Nein, gewiß nicht. Er plauderte in seiner lebenswürdigen Art mit mir und rieb sich die Hände wie ein Schuljunge, der einen rechten Streich ausgeheckt hat. Er sagte wörtlich: Sie glauben gar nicht, Mr. Gray, was mir diese Testamentsgeschichte für einen Spaß macht. Es ist zu amüßant. Ich beabsichtige nämlich, den Willen der um mich so besorgten Dame, die Sie neulich sahen, allerdings zu erfüllen, indem ich trotz meiner erst 25 Jahre ein Testament unterzeichne. Es sollen auch die 25 000 Pfund einer Dame zufallen — aber einer ganz andern, als die besagte meint.“

„Das ist in der Tat interessant,“ rief der Detektiv.

„Ich komme gleich zu dem Erstaunlichsten. Die erste Dame hieß mit Vornamen Florence.“

„Dachte ich mir,“ murmelte der große Detektiv.

„Und die wirkliche Erbin heißt mit Vornamen — Bella.“

Sherlock Holmes zuckte zusammen. Ein furchtbarer Verdacht blitzte in ihm auf, den auch der andere haben mußte; denn mit Nachdruck fuhr dieser jetzt fort:

„Die wirkliche Erbin — ich nenne Ihnen jetzt den Namen — hieß Bella Talbot. Es ist die berühmte Schauspielerin.“

„Und Sie glauben . . . ?“

„Ich kann nicht anders als vermuten, daß sie etwas mit diesem vorzeitigen Tode des Lords zu tun gehabt hat. Bedenken Sie doch — wer sonst konnte denn Interesse an diesem frühen Tode haben als nur die Erbin. Sie ist Schauspielerin; Lord Panberry war zu jung, so daß sie auf seinen natürlichen Tod vielleicht hätte lange warten können.“

„Ich für meine Person bin anderer Ansicht, und zwar der: daß gerade Bella Talbot nichts mit dem Morde zu tun gehabt haben kann. Bevor ich Ihnen meine Gründe hierfür nenne, muß ich die junge Dame erst noch einmal gesprochen haben, damit sie mich von meiner Schweigepflicht entbindet.“

„Aber wer sonst könnte denn Ihrer Meinung nach in Betracht kommen? Daß man einen Mann im Parke von Panberry gesehen hat, will gar nichts sagen.“

„Sehr richtig,“ erwiderte der Detektiv. „Ich sahnde auch gar nicht in erster Linie nach diesem Manne, sondern nach dem Urheber — oder vielmehr der Urheberin des Mordes.“

„Sie glauben also doch, daß Miß Talbot . . .“

„Keineswegs! Ich sprach nicht von Miß Talbot, die ich für ganz unschuldig halte.“

„Nun denn, wen sonst meinen Sie?“

„Das,“ sprach Sherlock Holmes, indem er sich erhob und nach seinem Hut griff, „das werde ich Ihnen

nicht eher sagen, Mr. Gray, als bis ich für meine Vermutungen einen Anhalt habe.“

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf, doch stellte er keine weiteren Fragen mehr. Er wußte schon, daß sein berühmter Freund niemals über unbewiesene Dinge ein Wort verlor.

4. Kapitel.

Das zweite Opfer.

Das Gargonlogis Lord Panberrys lag in der Nähe des Hydeparks in einer stillen Villenstraße und bestand aus einem kleinen Gebäude, das den Namen „Das Türmchen“ führte.

Es bestand dabei nicht etwa nur aus einem Turm, sondern aus einem niedrigen, französischen Bau, der von einem Mittelsturm nur überragt wurde. Doch dieser Turm war besonders auffallend, denn er war achteckig und hatte viele runde Fenster, durch welche allabendlich buntes Licht schimmerte; auch wußte man, daß hier die Stätte vieler galanter Abenteuer war, wie sie der lebenslustige und leichtherzige Edgar liebte.

Im Dienerschaft beherbergte die Villa nur eine alte Köchin und einen Diener — jenen Broomer, den Bella Talbot dem Detektiv gegenüber erwähnt hatte.

Am dem Mordabend, ahnungslos, welches Schicksal inzwischen seinen Herrn ereilt hatte, saß Broomer hinter dem Hause in dem kleinen Garten, den er zu seinem eigenen Vergnügen unterhielt, und fütterte die Hunde.

Seinen Lieblingshund, den prachtvollen Setter Nero, hatte Lord Edgar vorhin mitgenommen, und Broomer tätschelte die übrigen, indem er murmelte:

„Ja, ja, ihr seid alle gute Tiere, wenn auch Herrchen den Nero vorzieht. So ist er doch nun mal. Er hat seine Lieblinge unter Menschen und Tieren, und dabei manchmal einen recht komischen Geschmack. Was er jetzt mit dem Italiener wieder will — ich kann mir nicht helfen, ich mag ihn nicht sehen.“

„Na, Broomer,“ unterbrach ihn eine Frauenstimme, „was schwätzen Sie hier wieder den Kräutern und den Tieren vor? Reden Sie lieber mal mit mir ein freundliches Wort, das wird sich besser lohnen.“

Es war die Köchin, die über ihm aus ihrem Kammerfenster blickte und ihn tadelnd ansah. Diese beiden Hausgenossen standen auf Kriegsfuß miteinander und neckten sich, so oft es anging.

„Nanu?“ rief Broomer hinauf, „Sie haben sich ja aufgedonnert, als ob Sie zur Kirche wollten, Frau Rock. Wen wollen Sie denn mit Ihrer feinen Kluft anärgern?“

„Sie boshafter Mensch. Ihnen wäre so was viel-

leicht zuzutrauen. Ich aber habe mich nur angezogen, weil ich eine Einladung zu einer Wohltätigkeitsversammlung bekommen habe. Ich wollte mich auch bloß überzeugen, ob Sie da sind, denn sonst wäre ich nicht ausgegangen."

"Meinetwegen bleiben Sie doch die ganze Nacht fort und morgen noch obendrein. Ich bin froh, wenn ich Ihre Eulenaugen mal nicht sehe. Uebrigens gehe ich doch nie aus, und Sie hätten sich erst gar nicht nach mir umzusehen brauchen."

"So, Sie Grobian? Sie gehen nie aus. Bloß siebenmal in der Woche, nicht wahr? Oder nennen Sie das kein Ausgehen, wenn Sie jeden Nachmittag, den Gott werden läßt, in der Stadt herumjuchhehen und auf Ihre alten Tage jedem hübschen Mädels unter den Hut sehen?"

"Na," erwiderte Broomer bissig, "dann sehe ich doch wenigstens mal was Angenehmes, was ich nicht behaupten kann, wenn ich unter Ihren Hut sehe. — Uebrigens reden Sie Unsinn, denn ich gehe nur aus, wenn Mylord Besorgungen hat. Machen Sie jetzt nur, daß Sie fortkommen, ich habe hier zu tun."

Bei diesen Worten ergriff er die Gartenspritze und richtete den Schlauch wie von ungefähr nach oben.

Die Köchin verschwand in beschleunigtem Tempo, denn sie hatte es schon mehrmals erlebt, das Broomers Wasserstrahl eine bedenkliche Richtung zu ihr hin nahm.

Kaum hatte Broomer das heftige Zuschlagen der vorderen Haustür gehört, als er sich in das Haus begab und zufrieden schmunzelte. Er war nun ganz allein zu Hause und konnte sich den Luxus einer guten Zigarre aus Lord Edgars Kiste gönnen, ohne daß ihn Frau Rock dabei belauschte; er wußte, sein Herr erlaubte es ihm gern.

Noch hatte er sich den erhofften Genuß nicht verschafft, da klingelte es, und er mußte öffnen.

Vor ihm stand ein schlanker, brünetter Herr, der noch blässer aussah als gewöhnlich und sich an Broomer vorbei schnell in die Halle drängte.

Es war Carlo Tambero, jener Italiener, den der alte Diener nicht ausstehen konnte.

"Womit kann ich dienen?" fragte Broomer steif. "Mylord ist nicht zu Hause."

"Das weiß ich, da ich vorhin mit ihm zusammen fortgegangen bin. Ich bin von Lord Edgar mit der Bitte hierher geschickt worden, ihm seinen Schreibtischschlüssel zu bringen, den er vergessen hat."

"Seinen Schlüssel? Aber wozu will den Mylord haben? Er läßt ihn doch immer stecken."

Die schwarzen Augen des Italieners leuchteten auf. Gerade das hatte er hören wollen.

"Ah, um so besser!" rief er dann, "Mylord hat heute abend eine Zusammenkunft mit einer Dame. . ."

Da der Sprecher innehielt und einen lauernden Blick auf den Alten warf, wurde diesem unheimlich zumute.

"Ich weiß nicht, wen der Herr meint," antwortete er frostig. "Ich werde aber den Schlüssel holen, wollen Sie hier bitte einen Augenblick warten."

Er ging bei diesen Worten in das zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer hinein, wo Edgars Schreibtisch stand. Doch Tambero folgte ihm auf dem Fuße.

Hinter sich zog er die Tür zu und stellte sich mit dem Rücken gegen dieselbe.

"Lassen Sie den Schlüssel einen Augenblick," rief er in sonderbar unterdrücktem, aufgeregtem Tone. — "Ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden. Bitte schließen Sie erst das Fenster."

Befremdet folgte Broomer dieser Aufforderung und wartete dann, was weiter folgen würde.

Langsam versenkte Tambero seine Hand in die Brusttasche und hielt sie dort einige Sekunden.

"Erschrecken Sie nicht," sagte er, und schreien Sie nicht. Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen."

"Sie mir? Was denn, Mr. Tambero?"

"Ah, Sie erbleichen. Sie denken, ich hätte etwas Böses gegen Sie vor. Das ist jedoch nicht der Fall, wenn Sie vernünftig sind, so werden Sie ohne jede Unannehmlichkeit davonkommen. Machen Sie sich aber klar, daß Sie in diesem Augenblicke ganz in meiner Gewalt sind."

Bei diesen Worten zog er seine Hand hervor, und jetzt blitzte ein Revolver in derselben.

"Großer Gott!" stieß der alte Mann heraus. "Was wollen Sie von mir?"

"Das werden Sie sogleich hören. Ich will von Ihnen nichts weiter als eine Auskunft haben. Sie kennen die Beziehungen zwischen dem Lord und Mrs. Macrood, nicht wahr?"

"Ja, Mrs. Macrood machte ja gar kein Geheimnis daraus. Sie wollte ja auch durchaus Mylord heiraten."

"Aber er wollte nicht, nicht wahr?"

"Nein — Mylord wollte vielleicht nicht."

"Und der Grund zu dieser Weigerung bestand darin, daß er eine andere liebte?"

"Das weiß ich doch nicht. Mylord spricht mit mir nicht über seine Gefühle."

Durchbohrend ruhten die schwarzen, funkelnden Augen auf ihm, und zischend flang jetzt die leise Stimme des Italieners, als er fortfuhr:

"Er liebte Miß Bella Talbot — gestehen Sie es! Und er behandelte Frau Macrood schlecht, er war grausam und roh gegen sie, eben wegen dieser seiner Liebe zu der Schauspielerin."

"Mylord war niemals grausam gegen Mrs. Mac-

rood," rief Broomer entrüstet. „Wenn sie das gesagt hat, so hat sie gelogen.“

„Bursche!" knirschte Tambero. „Nimm dich in acht! Die Dame, von der du sprichst, lügt nicht! Sie hat mir gesagt, daß sie hier in aller Heimlichkeit gewohnt hat, daß sie vor der ganzen Stadt eine Komödie spielte, daß der Lord ebensowohl als sie selbst als verweist galt, nur damit sie einige Wochen ungestört mit ihm hier oben in diesem Turm hausen konnte. Und daß Lord Edgar sie zum Danke dafür abscheulich behandelt, ja, daß er sie sogar tödlich mißhandelt habe. Du warst hier im Hause, du mußt das wissen.“

„Es ist nicht wahr!" rief Broomer außer sich. „Die Dame hat meinen Lord nicht losgelassen, obwohl er gar nichts mehr von ihr wissen wollte. Sie war es, die ihn zu der Komödie zwang, die ihn hier förmlich einschloß und bewachte, bis vor ein paar Tagen Mylord sich aufraffte und ihr erklärte, nun sei es genug, und nun wolle er wieder zurückkehren in die Welt.“

Der Revolver hob sich, bis er in Haupteshöhe stand.

„Wo bewahrt Lord Edgar sein Geld auf? Antworten Sie schnell — wenn Sie nicht die Wahrheit sagen, sind Sie ein toter Mann!"

Schon jetzt war Broomer halbtot vor Schrecken. Er konnte nicht aus dem Zimmer entweichen, das nur einen Ausgang hatte, und stand der drohenden Mündung des Revolvers gerade gegenüber.

Er überlegte: Konnte er seinen geliebten Herrn berauben lassen? Sollte er diesem Briganten noch dazu sagen, wo sich das Geld befand?

Er wollte ihn täuschen. Wenn er ihn nur erst aus diesem Zimmer heraus hatte, dann konnte er sich vielleicht retten, konnte Hilfe herbeiholen

„Oben!" stieß er heraus. „Im Schlafzimmer steht ein Schrank, in dem ein Geheimschloß ist, darin bewahrt Mylord die größeren Summen auf.“

„So, die größeren Summen! Und die kleineren?"

„Es sind keine im Hause — Mylord wird bei sich haben, was darin vorhanden war.“

„Ich danke Ihnen," sprach mit einem diabolischen Grinsen der Italiener. „Und nun folgen Sie Ihrem Herrn nach dahin, wo er sich befindet“

Ein Schuß krachte — lautlos stürzte der alte Mann vornüber auf sein Gesicht.

Er war tot. Aus dem Loch in der Stirn rann das Blut auf den Teppich und sickerte in das Gewebe hinein.

Draußen schlugen die Hunde wild an. Tambero starrte hernieder auf sein Opfer und wartete, bis die schwachen Zuckungen des Sterbenden vorüber waren.

Dann verließ er das Zimmer und ging die Treppe hinauf in das obere Stockwerk.

Hier lag das Schlafzimmer des Lords, dicht neben

dem Turm, der stets der Aufenthalt der jeweiligen Maitressen des ausschweifenden jungen Edelmannes war.

Tambero eilte sogleich in das erste Turmgemach und blieb hoch aufatmend in dem Raume stehen, der ein schwüles, starkes Parfüm ausströmte.

„Hier hat sie gewohnt," murmelte er. „Hier war sie sein eigen! Und der Schurke hat ihre Liebe verraten, hat sie schlecht behandelt, hat sogar die Hand gegen sie erhoben! Aber sie ist gerächt, meine Florence! Und nun wird sie reich sein, wird die meine werden, und wir werden mit der Erbschaftsumme ins Ausland gehen. Ich will nur das Papier in die Hände bekommen, bevor ein anderer hier den Nachlaß durchstöbert“

Er eilte zurück in Edgars Schlafzimmer, sah sich nach dem Schranke um, von dem soeben Broomer gesprochen, fand ihn aber nicht.

Befremdet suchte er weiter. In dem anstoßenden Toilettenzimmer war ebenfalls kein Schrank zu sehen. Die Kleider des Lords hingen auf Bügeln an langen Messingstangen hinter schweren Gardinen.

Der alte Diener hatte ihn belogen, das sah Tambero jetzt.

Wütend eilte er die Treppe wieder hinab und riß die Tür zu dem Zimmer auf, wo die Leiche lag.

„Alter Schuft!" schrie er den Toten an. „Du wolltest mich betrügen, aber ich werde schon hinter deine Schliche kommen.“

Er stieg über die Leiche hinweg und sah, daß der Schreibtischschlüssel in der Tat steckte.

Gierig öffnete und durchwühlte er alle Fächer. Er sah, daß in der Tat wenig Bargeld vorhanden war, ein Scheckbuch auf die Bank von England aber fiel ihm in die Hände, das unterschriebene Scheine in fünf oder sechs Exemplaren enthielt.

Ein teuflisches Grinsen entstellte die Züge des Räubers.

„Ich weiß, wie hoch das Bankkonto des schönen Edgars ist," flüsterte er. „Ich werde es nach und nach abheben — diese unausgefüllten, doch unterschriebenen Schecks werden mich zum reichen Manne machen.“

Florence, Florence! Du, die du dich mir bisher immer wieder entzogen hast, die du nicht an meine Liebe glauben wolltest — jetzt endlich werde ich dir wohl bewiesen haben, wessen ich für dich zu tun fähig bin. Ich habe gemordet, um deinen Beleidiger zu strafen, der mir ins Gesicht lachte, als ich ihm Vorwürfe machte — ich habe wieder gemordet, um dich in den Besitz von Mitteln zu setzen, wie du sie brauchst — o, wie flug war es von dir, auf das Testament zu dringen! Wenn du nicht einen so unbeschränkten Einfluß hättest auf alle Männer, die sich dir nahen, so hättest du das nicht erreicht. Aber er

war bei dem Anwalt, wir wissen es genau, und er hat dir 25 000 Pfund vermacht, für den Fall, daß er vor der beabsichtigten Heirat mit dir stirbt."

Er hatte das Scheckbuch eingesteckt und suchte jetzt nach dem Testament, das er für Florence in Händen haben wollte.

Endlich fand er ein Kuvert, das den Vermerk trug: „Letztwillige Fürsorge für meine einzig wahre Geliebte.“

Ein Hohnlachen brach von seinen Lippen.

Er riß den Umschlag auf und überflog den Inhalt. Dabei erbleichte er jäh.

Konnte er seinen Augen trauen? Aesste ihn ein Traum?

Der Name der Erbin lautete — Bella Talbot.

Ein gräßlicher Fluch wurde laut.

„Er hat sie betrogen!“ zischte er. „Elend betrogen! Das Geld soll einer andern zufallen — die wird den Lohn einstreichen, um den ich den Mord beginn.“

Florence soll nach wie vor in den beschränkten Verhältnissen leben, denen sie entfliehen wollte bei allen Teufeln, das bedeutet für mich die Vernichtung.“

Er starrte auf das Papier nieder, das allerdings alle seine verbrecherischen Hoffnungen zerstörte.

Florence Macrood, in deren unzerreißbaren Netzen auch dieser Mann lag, und zwar schon viel älter, als man ahnen konnte, da er ihr Landsmann war und ihre Beziehungen noch aus Italien stammten — sie hatte ihn mit den süßesten Versprechungen hingehalten, und nun stellte sich ein solcher gänzlich unerwarteter Fehlschlag heraus.

Wenn Florence kein Geld in die Hände bekam, so war sie für Carlo Tambero verloren, das wußte er.

Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren.

Er fühlte plötzlich den Boden unter sich wanken. Wenn man nun doch in ihm den Mörder suchte? Davor hatte er sich noch vor einer halben Stunde so sicher gefühlt. Doch jetzt dachte er plötzlich an nichts mehr als an Flucht.

„Florence erwartet mich,“ flüsterte er. „Sie wird die Minuten zählen, nachdem sie der alten Lady genügend Komödie vorgespielt haben wird. Alles ist verabredet, sie baut auf dieses Geld — wenn sie mir nun den Rücken dreht, da das Geld nicht für sie ist!“

Während er so vor sich hinstarrte, schlugen draußen die Hunde nochmals an, und das mahnte ihn an sofortiges Handeln.

Er warf einen unschlüssigen Blick auf die Leiche des alten Mannes, und eine neue Idee kam ihm.

Seine Stirn faltete sich, und seine sinnlich aufgeworfenen Lippen verzogen sich zu einem nichtswürdigen Lächeln.

„Der soll niemandes Verdacht erwecken!“ mur-

melte er. „Es ist leicht genug, die Leute glauben zu machen, daß er aus Verzweiflung über den Tod seines Herrn zum Revolver griff.“

Er betrachtete den Revolver, den er erst vor einigen Tagen gekauft hatte; eine solche Waffe konnte auch dem Diener gehört haben.

„Wie gut,“ flüsterte der Verbrecher, „daß ich die alte Köchin aus dem Hause gelockt habe! Sie wird es niemals erfahren, wenn sie die Einladung zu der Versammlung verdankt! Haha, Carlo Tambero ist schlau! Den fängt man nicht!“

Bei diesen Worten blühte er sich und legte die Waffe dicht neben die rechte Hand des Toten nieder, so daß es aussah, als habe dieser sich selbst entleibt.

Hierauf verließ er das Haus. Er ließ hinter sich alle Türen offen. Damit vermutet wurde, daß irgend jemand von der Straße hereingekommen war und dem treuen Alten die Nachricht von dem Tode des Lords überbracht hätte.

Sautlos schlich er fort. Die Straße war dunkel und menschenleer, kein Auge sah ihn, kein Ohr hörte ihn.

Doch eines war in der einsamen Villa zurückgeblieben, woran er nicht dachte, und was auch Menschenfinne nicht wahrzunehmen vermochten.

Das war die Witterung seiner Person, die überall haften geblieben war, wo er auch nur für wenige Minuten sich aufgehalten hatte.

5. Kapitel.

Unschuldig oder schuldig?

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als an Bella Talbots Fenster geklopft wurde.

Erschreckt fuhr das junge Weib zusammen und rief unwillkürlich:

„Bridget! Was ist das? Es ist jemand am Fenster!“

Die Jose, welche mit ihrer Herrin aufzubleiben pflegte, wenn diese, wie es ihre Gewohnheit war, bis tief in die Nacht hinein Rollen studierte, kam sofort aus dem Nebenzimmer herbei.

„Ich hörte ebenfalls etwas, Miß Bella. Soll ich öffnen?“

„Nein, das wäre unvorsichtig. Blicke aus dem oberen Fenster und frage, wer da ist?“

In diesem Augenblick aber blitzte draußen der Schein einer elektrischen Laterne auf, und die Schauspielerin erkannte den großen Detektiv.

„Sherlock Holmes!“ rief sie, indem sie aufsprang und selbst zu dem Fenster eilte, um es zu öffnen. „Was führt Sie denn so spät in der Nacht her?“

„Lassen Sie die Haustür öffnen, Miß Talbot. Ich habe Ihnen nichts Gutes mitzuteilen.“

Als er, von Bridget eingelassen, eintrat, blickte er prüfend Bella in das schöne Antlitz.

„Miß Talbot, als Sie heute bei mir waren, ahnten Sie nicht, daß Sie vor einer schweren Prüfung standen. Ich bitte Sie, bereiten Sie sich auf schlechte Neuigkeiten vor, sie betreffen Lord Panberry.“

„Meinen Gatten?“ schrie Bella auf, die totenbleich geworden war. „Was haben Sie erfahren? Wo ist er?“

„Er ist in London, er war wenigstens bis heute abend in London, und zwar die ganze Zeit in seinem Garçonlogis, wo er von Frau Macrood festgehalten wurde; dies sage ich Ihnen nur, um Sie vielleicht zu wappnen gegen das, was Sie noch hören werden.“

In der Tat flammten Bellas blaue Augen auf:

„Er war hier! Er verbarg sich vor mir, lebte mit dieser Frau zusammen!“

„Miß Talbot — er — weilt nicht mehr unter den Lebenden.“

Markerschütternd klang der Aufschrei der Armen durch das Haus.

Das hatte Sherlock Holmes hören wollen.

Obwohl sie eine Schauspielerin war, konnte er doch unterscheiden, ob wahre Empfindung oder Komödienspiel aus ihr sprachen. Dieser Aufschrei aber war echt, ebenso wie die Bewegung, mit der jetzt Bella auf ihn zustürzte und unter hervorbrechenden Tränen rief:

„Sie — Sie haben mir nicht alles gesagt — erbarmen Sie sich — wie ist er gestorben?“

„Er wurde ermordet.“

Kalt und streng kamen die Worte aus dem Munde des Detektivs.

Bella blickte ihn an, und er sah, daß sie nach und nach erstarrte, sie sah aus wie eine Schwerfranke.

„Er — mordet —“ hauchte sie.

Sie schwankte und wäre zu Boden gesunken, wenn sie sich nicht mit Gewalt zusammengenommen und alle Willenskraft aufgebieten hätte, um bei Besinnung zu bleiben.

„Was — wer — hat das getan?“ flüsterte sie.

Mitleidig betrachtete sie Sherlock Holmes. Er trat zu ihr und geleitete sie zu einem Sessel, in den sie kraftlos hineinsank.

„Der Täter ist noch nicht ermittelt. Wir suchen ihn, es soll ein kleiner, ausländisch aussehender Mensch sein. Mr. Dancer, ein Freund des Lords, der bis wenige Minuten vor der Tat mit ihm zusammen war, ist leider heute abend fortgereist, über Dover nach Frankreich. Von ihm können wir also keine Auskunft über den Mörder bekommen. Aber ich wollte

Sie fragen, Miß Talbot, kennen Sie Ausländer, mit denen er verkehrte?“

„Nein, ich weiß wohl, daß er mit allerlei Leuten verkehrte, mit dem ersten besten, der ihm gerade gefiel — halt — es fällt mir ein, daß er einmal einen Namen nannte: Tam — Tambero — ja — das war ein Italiener, den er seit einigen Monaten erst kennt!“

Sherlock Holmes nickte.

„Und dieser Mann hat vielleicht aus Eifersucht gehandelt, man muß sich allerlei Motive vorstellen können. Verzeihen Sie mir die Frage, Miß Talbot, ob vielleicht ein Italiener zu Ihren Verehrern gehörte?“

Bella schüttelte den Kopf:

„Ich weiß von keinem. Ueberhaupt kümmerte ich mich nie um solche Bewunderer, der einzige, von dem ich weiß, daß er mich sehr gern hatte — die Kollegen neckten mich manchmal gutmütig mit ihm — das ist der Sänger Buono.“

„Ah, Buono, der nicht besonders ansehnlich ist, und dem man gleichwohl nachsagt, daß er so viel Glück bei den Frauen hat.“

„Das mag sein, Mr. Holmes. Er ist es aber doch sicher nicht gewesen; nein, wenn jener Italiener — wenn er der Täter war, so nehme ich eher an, daß wohl Eifersucht — aber nach der andern Seite hin — im Spiel war — Mrs. Macrood ist eine geborene Italienerin! Und vielleicht mußte mein — armer — Edgar sterben, weil — weil er mit jener Frau“

Die Stimme brach ihr in bitterlichem Schluchzen.

Sherlock Holmes ließ sie einige Minuten sich ihrem Schmerze hingeben. Dann aber trat er auf sie zu und sprach in sehr ernstem Tone:

„Miß Talbot — so leid es mir tut — dieses Unglück hat noch eine weitere böse Folge für Sie — ich muß Sie festnehmen.“

Entgeistert starrte sie ihn an.

„Sie? — Mich — —?“

„Ja, es läßt sich nicht vermeiden. Sehen Sie, Miß Talbot, Sie machten heute bei mir eine unvorsichtige Aeußerung.“

Bella rang die Hände.

„Und darum? Mr. Sherlock Holmes, Sie, den ich für meinen Freund hielt, Sie können nicht so grausam sein!“

„Gerade, weil ich Ihr Freund bin, muß ich durchaus unparteiisch handeln, sehen Sie das nicht ein, Miß Bella? Der Rechtsanwalt, den ich heute sprach, äußerte schon einen ganz bestimmten Verdacht gegen Sie. Dasselbe wird ganz sicher Mrs. Macrood tun; lassen Sie mich hoffen, daß Ihre Haft nur von ganz kurzer Dauer sein wird; aber folgen Sie mir ohne Widerstand.“

Bella erhob sich und taumelte nach der Tür.

„Bridget!“ flüsterte sie. „Gib mir einen Hut, einen Mantel — deine Herrin wird arretiert . . .“

Als sie diese Worte geäußert hatte, gewann die Natur die Herrschaft über ihren Willen. Sie fiel ohnmächtig zu Boden, und Sherlock Holmes hob sie auf und trug sie in den Wagen, der vor der Tür wartete.

Harry Taron durcheilte inzwischen alle Nachtlokale solcher Art, in denen heimlich gespielt wurde. Er sollte den Sänger Buono austreiben, um in ihm einen Zeugen für Miß Talbot zu haben, der bereit war, schnell und in jeder Weise zu helfen.

Nach Mitternacht erst gelang es ihm, den Gesuchten zu finden. Er saß in den „Traubenstuben“, einem mittelmäßigen Restaurant, wo aber, ohne daß die Polizei viel dagegen machen konnte, die ganze Nacht gespielt wurde.

Der Sänger saß ebenfalls an einem der Tische in einem Hinterzimmer, wohin man nur auf mancherlei Umwegen gelangte.

Sein charakteristisches, aber nichts weniger als schönes Gesicht war von der Erregung des Spiels und vom Trinken gerötet, und er stierte auf die Karten, als ob es in der weiten Welt für ihn keine Interessen weiter gäbe.

Harry Taron betrachtete ihn eine Weile genau.

Konnte dies nicht dennoch vielleicht der Mörder sein?

Es war bekannt, daß er eine unglückliche Liebe zu der schönen Talbot hatte. Harry traute auch der entzückenden Schauspielerin nicht!

„Es ist ein zu dunkler Fall!“ murmelte er unhörbar vor sich hin. „Kein Mensch hat den Mörder ganz deutlich gesehen; der Gärtnerbursche, der es behauptet, ist vielleicht im besten Glauben, aber man kann doch auf solche allgemeine Angaben nicht schwören. Bella Talbot ist die Erbin eines großen Vermögens; dieser Buono liebt sie abgöttisch, wer weiß, wozu ihn die Leidenschaft getrieben hat!“

Er näherte sich langsam dem Tische, an dem Buono spielte, und beschloß, ihm möglichst überraschend mit seinen Neuigkeiten zu kommen.

Dabei würde es sich am ehesten herausstellen, ob es „Neuigkeiten“ für jenen waren.

Plötzlich legte er ihm von rückwärts die Hand auf die Schulter und sagte:

„Mr. Buono, auf ein Wort! Es handelt sich um Bella Talbot — Sie wissen doch, daß Lord Edgar Panberry ermordet worden ist?“

Der Sänger sprang auf, furchtbar erschrocken.

„Was? Das ist nicht wahr! Der Lord war ja gar nicht in London.“

„Nun, das wäre kein Grund, daß es nicht wahr

sein könnte! Ich weiß es aber aus bester Quelle, mich wundert nur, daß Sie es noch nicht gehört haben. Die ganze Stadt ist voll von Extrablättern.“

Nein, es war klar, daß dieser Mann ganz unbetieilt an dem Verbrechen war. Er starrte den Sprecher einen Moment wie betäubt an, dann zog er ihn fast mit Gewalt in eine Ecke:

„Sprechen Sie!“ stieß er heraus. „Ich habe nichts gehört, weil ich schon seit sieben Uhr hier sitze; das verdammte Spiel ist ja meine einzige Zerstreuung, es zieht mich von andern Gedanken ab. — Lord Panberry ist wirklich ermordet worden? Von wem? Wie kam es?“

„Wie es kam? Er ging ganz friedlich durch seinen Park und wurde von rückwärts erschossen. Und wer es war? Man sagt, daß ein eifersüchtiger Rivale sich an ihm gerächt habe. Natürlich handelt es sich um eine Dame.“

Mit halb erstickter Stimme stieß Buono heraus:

„Um welche Dame? Was weiß man davon?“

Harry Taron hatte jetzt seinen Mann so weit, wie er ihn haben wollte. Er blickte ihn durchbohrend an, während er jede Bewegung desselben beobachtete:

„Sie kennen die schöne Miß Talbot?“

Es war, als ob ein Schuß den Sänger getroffen hätte.

Er flog förmlich zusammen; in der nächsten Sekunde packte er Harry und hätte ihn zu Boden geworfen, wenn dieser nicht so vorbereitet auf den Angriff gewesen wäre.

Mit einem unerwarteten Jiu-Jitsugriff machte er eine drehende Bewegung mit Buonos Handgelenken, und sofort sanken die Hände des Angreifers wie gelähmt herab.

„Ruhig, Mr. Buono!“ raunte ihm Harry zu. „Schweigen Sie und folgen Sie mir in ein Nebenzimmer. Ich bin ein Abgesandter von Sherlock Holmes. Es handelt sich um Ehre und Leben von Bella Talbot. Sie ist in diesem Augenblick schon verhaftet.“

Der Sänger stöhnte auf wie ein angeschossenes Tier.

Er blickte aus seinen kleinen, zwinkernden Augen den jungen Mann so verzweifelt an, daß dieser Mitleid mit ihm hatte und flüsterte:

„Sie lieben Bella Talbot — Sie können sie vielleicht retten. Wissen Sie etwas über die Erbschaftsumme, die Lord Panberry für die Miß bestimmt hatte?“

Buono fuhr sich mit beiden Händen in die Haare:

„Ich werde verrückt!“ schrie er. „Das ist ja alles unmöglich — was um Gotteswillen schwätzen Sie denn da?“

Harry hatte ihn schon in ein stilles Nebenzimmer geführt und berichtete schnell:

„Sherlock Holmes hat erfahren, daß Sie die Schauspielerin schon lange lieben. Daß Sie sie heiraten wollen, daß Sie aber nicht erhört worden sind — ganz natürlicherweise, weil das Mädchen einen andern liebte.“

„Diesen Lord!“ murmelte Buono. „Ich wußte es ja.“

„Aber Sie wußten nicht, was jetzt Miß Talbot vor Gericht beschwören muß, daß sie längst die Gattin des Lords war!“

Buonos Stöhnen wurde fast zum Schluchzen.

„Es ist nicht wahr!“ wimmerte er. „Es kann nicht wahr sein!“

„Aber so nehmen Sie doch Vernunft an! Miß Talbot hat erst jetzt ihre heimliche Ehe erwähnt, sie durfte nicht davon reden, es hätte dem Lord die schwersten Ungelegenheiten gebracht. Und nun ist er tot, und es stellt sich heraus, daß eine ungeheure Summe durch diese Nachlaßbestimmung auf sie fällt, und man hat sie festgenommen, weil der Verdacht besteht, daß Miß Talbot an dem Morde beteiligt, daß sie selbst die Urheberin desselben ist.“

„Verruchte Verleumdung!“ fuhr Buono auf. „Wer behauptet das von ihr? Führen Sie mich hin, ich will dem Richter sagen, daß es unmöglich ist, weil Bella diesen Menschen über alles liebte. Ich habe ja schwer genug darunter gelitten! Ich muß es wohl wissen!“

„Wenn Sie als Zeuge für die junge Dame dienen wollen, so wird das meinem Meister sehr angenehm sein. Ich bin deshalb noch in der Nacht nach Ihnen ausgezogen, man sagte mir, daß Sie momentan Urlaub hätten und daß Sie dann oft tagelang nicht Ihre Behausung betreten.“

„Ganz recht,“ erwiderte der Sänger bitter. „Seit Miß Bella mich verschmäht hat. Kommen Sie schnell.“

„Wir können die Behörden nicht mitten in der Nacht stören, bis morgen früh müssen Sie sich schon gedulden. Wollen Sie inzwischen mit in Sherlock Holmes' Wohnung kommen, so werden Sie ihm sehr willkommen sein. Er selbst ist allerdings nicht zu Hause.“

„Wo ist er?“ rief erregt der Sänger. „Ich habe nirgends Ruhe, als bis ich etwas für Bella tun kann. Wo ist Mr. Holmes?“

„Das kann niemand wissen! Er ist mit einem Gärtner, der den Täter einen Moment gesehen hat, auf die Suche nach dem Mörder ausgezogen. Er glaubt, daß eine andere Dame die Hand im Spiele hat.“

Der Sänger stand still; sie waren inzwischen auf die Straße gelangt, und er faßte Harry beim Rock-auffschlag:

„Wie heißt diese Dame? Heraus mit der Sprache. Ich kenne mehr Damen in London als sonst jemand, ja, ja, junger Mann! Trotz meiner Häßlichkeit habe

ich enormes Glück bei der Weiblichkeit; man kennt und bewundert mich ja nur in meinen Rollen. Auf der Bühne, geschminkt und kostümiert, sehe ich sehr schön aus — ha, ha! — Sie glauben mir wohl nicht?“

Harry hatte Mühe, den furchtbar Aufgeregten zu beruhigen.

Buono folgte fast mechanisch Harry und versank in tiefes Brüten, aus dem er nur emporfuhr, um von Zeit zu Zeit zu rufen:

„Bella eines Mordes für fähig zu halten! Es ist geradezu hirnverbrannt!“

Harry erwiderte nichts.

6. Kapitel.

Die goldenen Nadeln.

Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als Sherlock Holmes von einer erfolglosen Streife durch alle Verbrecherkeller der Stadt zurückkam.

Der Gärtnerbursche, der ihn begleitet hatte, hielt sich kaum noch auf den Beinen, und, vor Panberry-Hall angelangt, sagte der Detektiv lächelnd zu ihm:

„Gehen Sie nur jetzt zu Bett, mein Sohn. Morgen gibt es wahrscheinlich neue Arbeit für Sie. Die Sonne wird gleich aufgehen, doch Sie können immerhin einige Stunden ausschlafen.“

Der junge Mensch schloß das Parktor auf und wollte sich verabschieden, als Sherlock Holmes mit hineinging:

„Lassen Sie mich nur mit in den Park,“ sagte er. „Ich habe gestern abend zu wenig sehen können, jetzt bei dem hellen Morgenrot finde ich am Ende etwas.“

Schritt für Schritt ging er nun, nachdem der übermüdete Junge seinen Blicken entschwunden war, die Wege in Park und Garten ab, die gestern der Ermordete berührt haben mußte.

Er begann an dem Parkeingang, der nach der Prostly-Straße führte, und sah hier die Fußspuren der drei Herren, die zusammen gekommen waren, nebeneinander laufen. Bald konnte man auch unterscheiden, daß sie alle eine Weile stehen geblieben waren und daß dann der eine, den der Gärtner als Mr. Dancer bezeichnet hatte, umgekehrt und nach dem Ausgang zurückgekehrt war.

Jetzt merkte der Detektiv scharf auf.

Neben den langen, schmalen Fußspuren des ermordeten Lords waren die merkwürdig undeutlichen Spuren des Mörders zu sehen.

Dieser hatte breite Stiefel getragen, an denen die Absätze, wie man in der feuchten Erde genau unterscheiden konnte, schief gelaufen waren.

Leider hörten die Spuren auf, wo die gepflegten

Kieswege begannen, und dies geschah noch weit von der Stelle entfernt, wo die Untat geschehen war.

Von fern hörte Sherlock Holmes jetzt ein leises Wimmern, das ihn erschreckte.

Sein erster Gedanke galt dem Hunde, der gestern abend noch hier für tot gelegen hatte, und den man vielleicht in der Aufregung und der herrschenden Verwirrung ganz vergessen hatte.

War er dennoch nicht tot gewesen, litt das arme Geschöpf vielleicht seit so vielen Stunden an qualvollen Schmerzen und noch qualvollerem Durst?

Den schwachen Tönen nacheilend, fand Sherlock Holmes in der Tat seine Vermutung bestätigt.

Nicht mehr auf derselben Stelle, aber durch einen blutigen Streifen seinen Weg verratend, fand sich das verwundete Tier hinter jenem Weidengebüsch, hinter welchem hervor der Schuß gekommen war.

Der Detektiv bückte sich über den Setter, überzeugte sich, daß er Lebenszeichen von sich gab und eilte zu einem Springbrunnen, der hundert Schritte entfernt war. — Hier schöpfte er Wasser in seinen Hut und brachte es dem verschmachtenden Hunde, dessen Zunge bläulich angelaufen weit aus dem Maule hing.

„Armer Kerl!“ murmelte der Detektiv, indem er ganz vorsichtig den Hund zu untersuchen begann. „Du hast hier vergessen gelegen, und vielleicht hätte man dich retten können, wenn du gleich gestern . . .“

Er hielt in seinen Gedanken inne, denn er bemerkte, daß der Hund schmerzhaft zusammenzuckte, als er eine Stelle an seiner Brust berührte.

Hier war die Wunde nicht, was mochte es sein?

Sanft und unendlich zart tastete der Samariter weiter; plötzlich zuckte er zurück — etwas Spitzes hatte seine Finger verletzt.

„Zum Teufel!“ murmelte er, „der Hund kann doch nicht eine Nadel hier in der Brust stecken haben!“

Und dennoch war es so!

Sherlock Holmes konnte endlich die Spitze erfassen und mit einer winzigen Zange, die er stets bei sich führte, herausziehen.

Das Tier rührte sich nicht, obwohl es in diesem Moment Schmerzen empfinden mußte. Ganz still lag es, nur seine sprechenden Augen öffneten sich noch weiter, wie in heimlicher Angst.

„Da haben wir's!“ rief Sherlock Holmes, indem er den Gegenstand dicht vor seine Augen hielt und besichtigte. „Das ist ein erstaunliches Kunststück, was hier die Kugel fertiggebracht hat! Denn dies ist nichts anderes als das Ende einer goldenen Krawattennadel, welche vielleicht die Kugel dem Lord fortgerissen hat!“

Nero wedelte stärker als vorher mit dem Schweife und hob ein wenig den Kopf.

„Wartet!“ rief der Detektiv, „ich trage dich ins

Haus, mein armer Kerl! Wie gut, daß du nicht tot bist. Du sollst mir auch ein Helfer sein.“

Er nahm den Hund behutsam auf und trug ihn bis an das Gärtnerhaus, an welches rückwärts die Pferdeställe stießen.

Hier waren schon einige Grooms wach und mit dem Pferdesüttern beschäftigt. Sherlock Holmes winkte einen derselben heran und gab ihm ein Trinkgeld.

„Lauf und hole den besten Tierarzt, der hier in der Nähe wohnt. Klopfe ihn aus dem Bett und sage ihm, er bekäme das dreifache Honorar, nur möchte er auf der Stelle kommen. Und alles Verband- und Messerzeug möchte er mitbringen. Sage ihm, es sei eine Kugel herauszuholen.“

Der Junge rannte fort, und Sherlock Holmes betete Nero auf eine weiche Decke in einer Kutscherstube, die leer war.

Nachdem er hier abgeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, begab er sich nochmals zu dem Weidengebüsch zurück, wo der Lord gefallen war.

Nicht ein Grashalm, nicht das kleinste Zeichen verriet, was sich vor wenigen Stunden hier abgespielt hatte. Die Wege rings umher waren sorgsam geharkt, der Rasen gesprengt, und Sherlock Holmes schüttelte ärgerlich den Kopf:

„Das ist dieser Kerl, der Ouvrier, gewesen!“ flüsterte er. „Er hatte es merkwürdig eilig, hinauszukommen und den Tatort zu untersuchen! Er war es auch, der die Leiche sofort entkleiden und für das Paradebett zurechtmachen ließ. Man könnte fast auf die Idee kommen, daß er nicht wünschte, daß ich irgendeinen Anhalt gewann! Doch schließlich — ich will dem Manne nicht unrecht tun; ebensogut kann er ja nur als übereifriger Diener des Guten zu viel getan haben.“

Er ließ unausgesetzt seine Augen umherschweifen, und endlich fand er noch etwas.

Hinter dem Weidengebüsch, mehr in der Richtung nach dem Blumengarten zu, fand er im Grase einen kleinen, blinkenden Gegenstand.

Es war weiter nichts, als — eine Haarnadel.

Eine gelbe, metallene Haarnadel, wie sie damals viel getragen und wie sie von Messing und dergleichen angefertigt wurden.

Diese Nadel hier aber, das sah der Detektiv auf den ersten Blick, die war von reinem Golde.

Ein vergnügtes Pfeifen kam zwischen seinen Zähnen hervor. Wer konnte die Nadel verloren haben? Offenbar nur der Mörder, der hier zunächst blindlings in den Garten hinein entflohen war. Und da es ein Mann war, der hier geflüchtet war, so lag auf der Hand, daß er die Nadel nicht etwa selbst benutzt haben, sondern daß er sie nur als Andenken oder zu sonst

einem besonderen Zweck aufbewahrt und beim raschen Laufen verloren haben mußte.

Der Detektiv verglich die Haarnadel mit dem Stück der Krawattennadel, die er dem Hunde aus dem Fleisch gezogen hatte.

„Zwei total verschiedene Gegenstände!“ murmelte der Detektiv, „und doch für denselben Fall von größter Wichtigkeit! Und da sage noch einer, daß Gold eine Erfindung des Teufels sei!“

Der Tierarzt erschien nach ganz kurzer Zeit und machte sich an die Untersuchung des Hundes.

Er suchte nach der Kugel — suchte immer weiter und fand nichts.

„Aber es ist ja gar keine Kugel vorhanden!“ rief er endlich.

Sherlock Holmes berichtete nun von der Nadel, die er vorhin in der Brust des Tieres gefunden hatte.

Erstaunt betrachtete der Tierarzt das abgebrochene Stück und die Stelle, wo sie gefressen hatte. Dann erklärte er:

„Ja, ich bitte Sie, dann ist der Hund nur durch diese Nadel beinahe umgekommen! Einen Schuß hat er nicht erhalten, sonst würde ich doch die Wunde finden müssen. So, wie die Nadel saß, muß sie freilich dem Tiere unerträgliche, ganz grausame Schmerzen verursacht haben. Aber nun, da sie heraus ist und auch kein Stückchen etwa zurückgeblieben ist, nun wird Nero in ein paar Stunden wieder absolut gesund sein!“

„Nicht möglich! Wie freut mich dieser Bescheid! Und das Tier hätte also elend in Hunger und Durst und Pein verkommen müssen, wenn ich es nicht gefunden hätte?“

„Zweifellos. Doch sehen Sie nur, wie er Sie schon ansieht. An dem haben Sie jetzt einen ergebenen, dankbaren Freund für das Leben.“

Sherlock Holmes dankte in warmen Worten dem Arzte, bezahlte ihn und übergab dann Nero der Obhut des ältesten Kutschers.

„Ich mache Sie dafür verantwortlich,“ sagte er, „daß der Hund nicht aus Ihrer Stube herauskommt, daß ihn auch niemand aus dem Schlosse zu sehen bekommt. Insbesondere soll ihn Mr. Ouvrier nicht anrühren.“

Damit eilte er fort und erreichte in einer Viertelstunde das „Türmchen“.

Gestern Abend spät war die Voraussetzung des entwichenen Uebeltäters nicht eingetroffen. Niemand war mehr hereingekommen, und nur die alte Köchin hatte brummend über Broomers Nachlässigkeit gescholten, als sie bei der Heimkehr die Haustür nur angelehnt fand.

Da sie aber annahm, daß der gewissenhafte Alte wie immer alles im Hause ordnungsmäßig versorgt und

verschlossen und sich dann selbst früh zu Bett gelegt habe, ging sie zur Ruhe, ohne noch die Zimmer zu betreten.

Als Sherlock Holmes vor der Villa ankam, war es noch so früh, daß Frau Rod noch nicht auf war oder doch wenigstens ihren Dienst noch nicht angetreten hatte.

Auf sein starkes, andauerndes Klopfen aber kam sie und öffnete die Tür.

„Mylord ist nicht zu Hause,“ sagte sie kurz angebunden.

Erstaunt schüttelte der Detektiv den Kopf:

„Was?“ rief er aus. „Sie wissen noch gar nichts von dem schrecklichen Unglück, das gestern Abend passiert ist? Und Broomer? Wo ist er?“

„Er wird noch nicht auf sein. — Was meinen Sie denn für ein Unglück, Mister? Ich bin gestern Abend gegen zehn Uhr nach Hause gekommen und weiß von nichts. Ist Mylord etwas geschehen?“

„Mistress, erschrecken Sie nicht — der Lord ist tot!“ —

Die Alte freischte auf und taumelte von der Tür zurück, worauf Sherlock Holmes eintrat.

„Wer sind Sie denn?“ schrie Mrs. Rod auf. „Sie dringen hier ein, — Sie können mir viel erzählen! Wahrscheinlich wollen Sie stehlen . . .“

Sie hielt inne, denn plötzlich kam ihr das Gesicht des Besuchers bekannt vor.

„Ah, Mr. Holmes, Sie sind es,“ fuhr die Alte dann fort, schon wesentlich freundlicher.

Bei diesen Worten stieß sie die Tür zum Wohnzimmer auf, und der große Detektiv trat ein — mitten auf dem Teppich lag die Leiche des alten Broomer.

„Was ist das?“ stieß der Detektiv heraus. „Noch ein Mord? Mrs. Rod — hier liegt ja eine Leiche?“

Die Alte war ihm gefolgt und hatte über seine Schulter hinweg einen Blick in das Gemach getan.

Der neue Schrecken aber war zu viel für sie. Mit einem gellenden Aufschrei fiel sie zu Boden.

Sherlock Holmes ließ sie liegen.

„Sie wird schon wieder zu sich kommen,“ murmelte er. „Zuerst der Fall, und wenn er auch noch so hoffnungslos zu sein scheint.“

Er fühlte die eiskalten, starren Hände und Glieder des armen Dieners an. Dann erhob er sich und eilte an das Telephon.

Er rief die nächste Polizeistation an und berichtete:

„Hier Sherlock Holmes, Villa des ermordeten Lord Panberry. Hier ist wahrscheinlich schon gestern Abend ein neuer Mord geschehen. Der Diener liegt tot auf dem Teppich im Arbeitszimmer. Senden Sie sofort Nachricht an den Coroner und schicken Sie drei Mann her. Ich habe keine Zeit, lange zu warten.“

Die Mahnung zur Eile war nicht nötig. Kaum

zehn Minuten waren verflossen, da erschien die Polizei und nahm den Tatbestand auf.

Inzwischen hatte sich Sherlock Holmes über die Leiche gebeugt und sie genau untersucht.

Der Revolver, der nur noch eine einzige Kugel enthielt, war noch neu, und es war höchst unwahrscheinlich, daß der alte Diener sich in jüngster Zeit eine Waffe gekauft haben sollte.

Ebenso unwahrscheinlich war ein Selbstmord.

Der Detektiv mußte spöttisch über die plumpe List des Verbrechers lachen, der geglaubt hatte, hier den Anschein eines Selbstmordes erwecken zu können.

Er untersuchte den Revolver. Nur eine Kugel war noch darin, doch das erschien ihm unwesentlich; die Waffe brauchte ja nicht voll geladen gewesen zu sein.

Die alte Köchin war inzwischen wieder zu sich gekommen und erfüllte mit ihrem Jammern das ganze Haus.

Sherlock Holmes sprach ihr gütig zu und versuchte aus ihr herauszubekommen, mit wem der Lord gestern die Wohnung verlassen hatte.

„Ich weiß es nicht,“ schluchzte Frau Roß. „Ich komme doch nie in die Zimmer, wenn der Lord Besuch hat. Ich weiß nur, daß er gestern sagte, er wolle zur Abwechslung mal wieder zu Hause in Panberry-Hall schlafen. So machte er es oft.“

„Hm, — und die Dame, die bis vor kurzem oben im Turm wohnte? War es diesmal ein Zerwürfnis, was die Herrschaften auseinanderbrachte, oder ging die Dame freiwillig fort?“

„Ich weiß davon nichts. Kenne überhaupt die Dame nicht, die bis vor ein paar Tagen oben wohnte. Ich meine, ich weiß nicht, wie sie heißt.“

„Aber sie hatte doch rotbraunes Haar, war groß und hatte eine volle Figur, nicht wahr?“

Sagen Sie mal, Mrs. Roß,“ fuhr er fort, „hatte denn die Dame keine Jungfer mit?“

„Freilich hatte sie Bedienung mit; Luise hieß sie. Aber von der will ich nichts wissen, sie war ein abscheulich kokettes Geschöpf, das stets mit dem Herrn und seinen Besuchern liebäugelte.“

„Wer kam denn am häufigsten als Besuch her? War es Mr. Dancer?“

„Well, der kommt seit sechs Jahren jede Woche ein paarmal; auf den werden Sie doch nicht etwa Verdacht haben?“

„Nein, ich weiß, daß gestern Mr. Dancer nicht bei dem Lord war, als er erschossen wurde. Aber ein anderer soll mit ihm gewesen sein, ein dunkler, kleiner, schlanker Herr.“

„So! Der Italiener wohl! Nun, den konnte der arme Broomer nicht ausstehen, und Mylord hat oft

genug mit seinem alten Diener gescholten, weil der so kurz und unhöflich zu dem fremden Herrn war.“

„Wie er hieß, werden Sie doch wissen?“

„Tambero,“ sagte prompt die Alte.

Der Detektiv notierte sich den Namen, verließ aber nicht die Villa, ohne jeden Fußbreit in allen Zimmern nach Spuren abgesucht zu haben.

„Hier ist nichts,“ murmelte er dann, während er sich auf die Straße begab und die erste Droschke, die vorüberrollte, anrief.

7. Kapitel.

Der unerwartete Saffowerfer.

Ein alter Herr mit einem weißen Vollbart und wohlgepflegtem, dichtem, schneeweißem Haupthaar stieg vor dem Hause aus einer Droschke, wo Mrs. Florence Macrood wohnte. Ein schöner, großer Jagdhund folgte ihm nach.

Es war noch zu früh für die üblichen Visiten, und deshalb machte das Dienstmädchen, das die Tür öffnete, ein abweisendes Gesicht.

„Die gnädige Frau ist noch nicht zu sprechen,“ sagte sie.

„Bitte, mein Kind,“ sprach der alte Herr mit leiser, ein wenig zitternder Stimme, „melden Sie doch der gnädigen Frau, daß ein Advokat sie dringend zu sprechen wünsche — in ihrem eigenen Interesse.“

Da bei diesen Worten ein Geldstück in Luises Hand glitt, eilte diese in die Zimmer und trug das Ersuchen des Fremden vor.

„Hat er keine Karte abgegeben?“ fragte Florence, die übernächtigt und übelläunig in einem Sessel lehnte.

„Nein. Es ist ein alter Herr . . .“ Luise neigte sich zu ihrer Herrin hernieder und flüsterte ihr etwas zu.

„Ha! Das paßt ja wunderschön! Geh hinaus und sage, ich wäre noch nicht zu sprechen. Der Herr möchte mir mindestens seinen Namen nennen und sagen, in welcher Angelegenheit er käme.“

Nach einigen Sekunden kehrte die Jose zurück und meldete:

„Er heißt White, und er sagt, es handle sich um ein Testament.“

Wie elektrisiert sprang Florence auf. Heute früh hatte sie schon zweimal mit Carlo Tambero Streit gehabt, der fast mit Gewalt in ihre Wohnung gedrungen war und ihr die Schreckensnachricht mitgeteilt hatte, daß das Testament nicht auf ihren Namen laute.

„Ich lasse den Herrn bitten,“ rief Florence hastig.

Sie empfing mit lächelnder Miene den vornehm aussehenden Herrn, der seinen Hund sich an der Schwelle niederlegen ließ.

Der alte Herr warf einen prüfenden Blick auf die Dame.

„Vor allen Dingen bitte ich um Entschuldigung, daß ich mich so früh einstellte. Sie kennen mich nicht, Madam,“ begann er. „Ich möchte Ihnen gleich sagen, daß ich durch einen Zufall von dem Testament erfahren habe, das der ermordete Lord Panberry zu Ihren Gunsten aufsetzen wollte. Ich bin der Sozjus von Rechtsanwalt Gray, und ich war im Nebenzimmer, als Sie das erstemal dort mit ihm waren und alles wegen des Testamentes besprochen wurde.“

Florence neigte das Haupt.

Sie merkte nicht, daß der alte Herr aufmerksam ihr schimmerndes Haar betrachtete. Es war, als suche er etwas an ihrer Frisur, was er nicht fand.

„Heute,“ fuhr der Sprecher fort, „hörte ich, daß Lord Panberry das Testament an jenem Tage gar nicht unterzeichnet hat, sondern daß die Vollziehung erst etwas später geschehen ist.“

Die blitzenden Augen der schönen Dame senkten sich in die seinen:

„Sie werden also auch gehört haben,“ sprach sie mit absichtlicher Ruhe, „daß nicht ich die Erbin bin.“

„Allerdings. Der Lord hat eine andere Dame zur Erbin eingesetzt. Kennen Sie diese Dame?“

„Da ich das Testament noch nicht gesehen habe, weiß ich auch nicht, wen der Lord so plötzlich an meine Stelle gesetzt hat.“

Sherlock Holmes (denn dies war der Besucher) merkte auf:

„Sie ist so schlau,“ dachte er, „daß sie sich mit jedem Wort, das sie spricht, in acht nimmt. Ob sie trotz meiner Verkleidung ahnt, wer ich bin? Aber gleichviel, nie kann man auf bessere Auskunft rechnen, als wenn zwei Rivalinnen einander gegenüberstehen.“ Und laut fuhr er fort:

„Die Dame heißt Bella Talbot.“

Florence fuhr nicht auf, zuckte nicht zusammen. Nur ihre üppigen Lippen verzogen sich spöttisch, während sie antwortete:

„Die Theaterprinzessin! Ich hätte es mir denken können!“

„Weshalb das, Madam? Sprechen Sie ganz offen zu mir. Wenn man, wie ich denke, das Testament anfechten kann, so muß ich natürlich genau Bescheid über die Persönlichkeit und ihr Verhältnis zu dem unglücklichen Lord wissen.“

„Miß Talbot,“ erklärte Florence, „hat mir für einige Zeit das Herz Edgars, das mir gehörte, entfremdet. Er lernte die Komödiantin in Schottland kennen, und sie wußte ihn in sich verliebt zu machen.“

„Besitzen Sie, Madam, ein schriftliches Eheversprechen von ihm?“

Aufrichtig erstaunt sah sie ihn an:

„Bin ich ein Ladenmädchen oder eine Nähmamsell, daß ich dergleichen von ihm verlangt hätte? Lord Edgar und ich gehörten Gesellschaftskreisen an, in denen ein gesprochenes Wort ebensoviel gilt wie ein schriftliches Versprechen!“

„Ich begreife Ihren Stolz, Madam, um so mehr, als Sie ja geborene Italienerin sind und aus den exklusivsten Kreisen Roms stammen, nicht wahr?“

„Mein Vater war der Marchese Tambero.“

„Wohlan, Madam, Sie haben also kein schriftliches Versprechen. Das ist schade. Ich glaube nämlich, daß sonst Lady Panberry das Testament einfach umgestoßen oder doch es zu Ihren Gunsten geändert hätte. Wenn Miß Talbot dieses große Vermögen erhält, so wird sie für alle Zeiten eine glückliche und beneidete Dame sein, gerade das, was Sie eigentlich werden sollten.“

„Miß Talbot,“ stieß Florence, die blaß vor Zorn geworden war, „wird niemals dieses Geld erhalten. Sie wird hoffentlich am Galgen ihre Tat büßen.“

„Ah! Sie meinen“

„Daß Bella Talbot die Urheberin des Mordes ist.“

Kalt und gemessen kam die furchtbare Anschuldigung über die schönen Lippen.

„Nun, es ist ja nichts in der Welt unmöglich. Haben Sie diese Ihre Ansicht bereits jemand mitgeteilt?“

„Allerdings. Ich habe sie der Polizei mitteilen lassen, und zu dieser Stunde ist die Schauspielerin bereits in Untersuchungshaft.“

Sherlock Holmes nickte. Er hatte schon vor einer Stunde die Schritte zur Verhaftung getan.

„Nun aber, Madam,“ fuhr er fort, während er scharf das blasse Antlitz der Frau beobachtete, „was würden Sie denn sagen, wenn der Mörder schon gefaßt wäre?“

„Unmöglich!“ entfuhr es ihr. Gleich darauf biß sie sich auf die Lippen.

„Das heißt, ich meine,“ murmelte sie, „ich fragte vorhin erst telephonisch im Palais Panberry an, und man erwiderte mir, niemand habe eine Spur entdeckt.“

„Das ist ein Irrtum. Sherlock Holmes hat eine Spur entdeckt.“

Keine Winzer zuckte in Florences Antlitz. Nur ihre rechte Hand näherte sich langsam einem Kästchen, das auf dem Tische stand.

„Sherlock Holmes?“ fragte sie langsam. „Ist er wirklich ein solcher Wundermann? Was hat er denn für Spuren gefunden?“

„Das Genauere weiß ich nicht. Aber Mr. Gray ist bekannt mit ihm, und ich nehme an, daß dieser gewiegte Detektiv nicht von einer Spur zu Gray gesprochen hätte, wenn es nicht sehr wohl begründet wäre.“

„Sherlock Holmes ist immerhin nicht unfehlbar!“ rief Florence, während sie sich vorbeugte und sich nach ihrem Taschentusch bückte, das ihr eben entfallen war.

Natürlich bückte sich ihr Besucher ebenfalls; in derselben Sekunde ging dicht hinter seinem Stuhl eine Tür auf, und eine Schlinge nach Art eines amerikanischen Lasso geworfen, fiel um seinen Hals und ward blitzschnell zugezogen.

Doch nicht schnell genug, als daß nicht noch die Hand des Ueberfallenen hätte hochfahren und sich zwischen Hals und Schlinge legen können.

Zugleich sprang der Detektiv auf. Doch in derselben Sekunde zerrte die unbekannte Hand im Nebenzimmer an dem Riemen; Sherlock Holmes fiel zu Boden.

„Komm herein!“ rief Florence, indem sie mit dem Fuße aufstampfte, „du hast doch keine Ursache, dich zu verbergen!“

Die Tür öffnete sich weiter, und ein Mann trat ein, der sich mit boshaftem Grinsen über den Detektiv beugte.

Sherlock Holmes kannte ihn nicht, doch konnte es kaum der gesuchte Tambero sein, da jener klein und schwächling und dieser von mittlerer Größe war.

„Verdammtter Spürhund!“ knirschte der Mann. „Deine Verkleidungen nützen dir nichts!“ Dabei riß er Sherlock Holmes mit raschem Griff Perücke und Bart ab und schleuderte beides in eine Ecke. „Nun sieh zu, ob dir die Luft so nötig ist wie andern Menschen, oder ob du vielleicht bei all deinen Künsten ohne Luft leben kannst!“

Eng schnürte sich der Lasso zusammen.

Das Gesicht des Detektivs lief bläulich an, vergeblich versuchte er sich zu befreien.

Er sah den Tod vor Augen. Eine einzige Möglichkeit tauchte in seinem schon langsam den Dienst versagenden Hirn noch auf. Mit übermenschlicher Anstrengung wehrte sich Sherlock Holmes gegen die würgende Schlinge. Kaum hatte er noch die Macht, zu rufen: „Nero, faß!“

Vom Flur aus antwortete ein dumpfes Gebell. Man hörte Kratzen und Scharren, und plötzlich flog die Tür auf, deren Klinke der draußen liegende Hund mit seinen Pfoten niedergedrückt hatte.

Mit einem Satz warf sich das schöne, starke Tier auf den Angreifer seines neuen Herrn und packte ihn an der Gurgel.

Florence schrie laut auf und flüchtete in ein Nebenzimmer. Sie hatte von jeher Angst vor Hunden gehabt, und daß dieser hier „auf den Mann“ dressiert war, das sah sie nur zu deutlich.

Sherlock Holmes fühlte sofort die Schlinge lockerer werden, und er vermochte aufzuspringen und den Riemen abzureißen.

„Warte, du Schurke!“ rief er, indem er sich des Lasso bemächtigte und die Handgelenke des entsetzten Mannes umschlang, der sich nicht zu rühren wagte.

Der Hund faß ihm an der Kehle, und bei der leisesten Gegenwehr hätte er ihm den Garaus gemacht.

Das wütende Knurren und Röcheln des Tieres klang durch den Raum, und das leise, triumphierende Lachen des Detektivs, der so in der letzten Minute einem elenden Tode entgangen war.

„Dies,“ murmelte er vergnügt, „war meine vierzigste Lebensrettung, ich fange an zu glauben, daß ich dazu bestimmt bin, ein Methusalem zu werden und nach hundert Jahren in meinem Bette sanft zu entschlafen.“

Er hatte dem Burschen, der mit weit aufgerissenen Augen nur immer in die ihm entgegen funkelnden Augen des vor Wut zitternden Tieres sah, jetzt die Hände auf dem Rücken gebunden und rief nun den Hund zurück:

„Nero, mein gutes Tier, genug jetzt! Komm hierher! Laß den Kerl los, deine Zähne sind zu gut für ihn.“

Kaum ließ der Hund von ihm ab, da wandte sich der Mann zur Tür und wollte entschlüpfen. Doch Sherlock Holmes hatte seinen Revolver hervorgezogen und donnerte:

„Halt! Keinen Schritt hier aus dem Zimmer. Setzen Sie sich! Sofort! In diesen Sessel hier! Was, Sie wollen nicht? Dann kann der Hund noch einmal . . .“

Doch schon hatte der Verbrecher den ihm angewiesenen Sitz eingenommen, und nun eilte der Detektiv zu der Tür, die nach dem Flur führte, schloß sie ab und befahl dem Hund:

„Down, Nero, so! Und nun paß mir auf, er darf nicht aufstehen, darf sich nicht rühren, verstehst du?“

Das kluge Tier hatte sehr gut verstanden; es legte sich mit gefletschten Zähnen vor den Halunken hin und ließ seine Augen nicht von dem Buben, den er bewachen sollte.

Unterdessen eilte Sherlock Holmes in das nächste Gemach, dasselbe, wo hinein vorhin Florence geflüchtet war.

Das Zimmer war leer. Das nächste war das Schlafgemach, und auch dieses war leer.

„Hahaha!“ lachte der Detektiv. „Sie ist geflüchtet! Nur gut, daß meine Droschke vor der Tür stand und daß der Kutscher mein Gehilfe Harry Taron war! Der wird ihr gleich gefolgt sein und sie nicht aus den Augen verloren haben.“

Er konnte also ungestört die Untersuchung fortsetzen und rief die Jose herein.

„Miß Luise,“ sagte er ganz freundlich, „da es in Ihren Kreisen Sitte ist, an den Türen zu lauschen, so

haben Sie längst gehört, wer ich bin. Das wird Ihnen einen gehörigen Schrecken eingejagt haben — oder nicht?"

Da die Jungfer ihn nur mit spöttischem Lächeln betrachtete, so fuhr er fort:

"Nein, es war, wie mir eben einfällt, umgekehrt. Sie haben ja im 'Türmchen' verkehrt und mögen mich dort zuweilen gesehen haben; alle Achtung vor Ihrem Scharfsinn, daß Sie mich trotz meiner Verkleidung erkannt haben! Sie sind eigentlich zu schade zur einfachen Kammerjungfer und sollten sich etwas Höherem zuwenden. Doch Ihr Geschäft ist vielleicht ganz erträglich!"

"Was wünschen Sie von mir, Mr. Holmes?" fragte das Mädchen, das bei dem überlegenen Ton des Detektivs seine anfängliche Sicherheit schwinden fühlte.

"Ich wünsche nichts als eine kleine Auskunft, die ganz und gar in Ihr Fach fällt: Bringen Sie mir einmal den Schmuckkasten Ihrer Herrin her."

"Das nützt Ihnen nichts, mein Herr; denn der ist verschlossen."

"Gleichviel, ich möchte ihn sehen. Und ich will Ihnen gleich dahin folgen, wo er steht."

Im Schlafzimmer, auf einem Schränkchen, stand eine schöne, geschnitzte Truhe, auf die Luise hinwies:

"Das ist der Kasten. Mrs. Macrood hat nur wenig Schmuck."

Sherlock Holmes zog sein Bund Dietriche hervor und hatte bald den richtigen gefunden. In dem blauwattierten Kästchen lagen allerlei Schmuckgegenstände, doch nicht die gesuchten Nadeln. So schloß er die Truhe wieder und ging auf den Toilettenspiegel zu:

Die Schublade an demselben öffnend, fand er sofort, was er finden wollte, und hielt triumphierend zwei goldene Haarnadeln empor:

"Diese Nadeln, mein Kind, hatte sonst Ihre Herrin immer im Haar. Warum trägt sie sie heute nicht?"

"Weil es zur Toilette nicht paßte. Was ist denn Besonderes mit den Nadeln los?"

"Weiter nichts, als daß sie aus reinem Golde sind und von dem Juwelier der Familie Panberry angefertigt sind. Hier an jeder Nadel ist sein Zeichen."

"Ich wußte nicht, daß die Nadeln aus Gold sind, jedenfalls hat sie aber meine Herrin schon lange."

"Hören Sie, Luise, Ihre Herrin ist verloren, das sage ich Ihnen hiermit. Wollen Sie sich noch, bevor Sie diesen einträglichen Dienst verlassen, ein Extratrunkgeld verdienen, so gebe ich Ihnen eine Guinee, aber Sie müssen mir die reine Wahrheit sagen."

"Was denn? Ich wußte nicht . . ."

"Wie heißt der Mensch, der vorhin den Kasso warf?"

"Danielo." Er ist ein Verwandter von Mrs. Macrood."

"So! Und wie heißt der andere Italiener, mit dem Mrs. Macrood so intim war?"

"Ich — ich weiß nicht, wen Sie meinen, Mr. Holmes. Meine Herrin verkehrte im letzten Jahre nur mit Lord Panberry."

"So?! — Also gut, ich kann Sie nicht zwingen, mehr zu sagen. Jetzt teilen Sie mir mit, wie viele von diesen Nadeln Ihre Herrin besaß."

"Es war erst ein halbes Duzend. Aber vor einiger Zeit hat Mrs. Macrood eine davon verloren, ich bemerkte es und bekam Schelte, weil ich sie zu locker eingesteckt haben sollte."

Sherlock Holmes warf einen prüfenden Blick um sich. Er konnte hier vielleicht ein andermal Haussuchung halten. Für jetzt mußte er die Wohnung verlassen und sie bewachen lassen.

"Nehmen Sie Ihren Mantel und Hut, Miß Luise," sagte er, "falls es Ihnen unangenehm ist, unter Polizeiaufsicht hier zurückzubleiben. Drei Mann werden gleich heraufkommen, sie warten unten schon auf meinen Ruf."

Luise schrie auf und rang die Hände:

"Ich habe doch kein Unrecht getan! Nein, ich will hier nicht bleiben, ich gehe fort, ich packe meine Sachen, das heißt, erst will ich wissen, ob Frau Macrood denn nicht zurückkehrt?"

"Meiner Meinung nach nicht!" spottete der Detektiv. "Aber Sie können das ja abwarten. Tun wird Ihnen keiner meiner Polizisten etwas. — Adieu, Sie schlaues und geschicktes Föfchen. Wir sehen uns noch wieder."

8. Kapitel.

Beim Superintendenten von Scotland Yard.

Wenn Sherlock Holmes geglaubt hatte, daß sich Florence Macrood auf der Flucht vor ihm befand, so irrte er gewaltig.

Diese unerschrockene, ja tollkühne Frau hatte kaum erkannt, daß sie sich einem unerbittlichen Feinde gegenüber befand, da faßte sie den Entschluß, den Spieß umzudrehen und ihrerseits die Angreiferin zu werden.

Sie bemerkte nicht, daß ihr, als sie aus dem Hause trat, eine Droschke langsam folgte, doch da sie selbst eine suchte, so geschah es, daß an der nächsten Straßenecke Florence Macrood in denjenigen Wagen stieg, der von Harry Tagon gelenkt wurde.

"Nach dem Polizeihauptquartier!" rief sie ihm zu.

In kurzer Zeit war sie vor dem Gebäude von Scotland Yard angelangt und hieß den Kutscher warten.

Sie ließ sich beim Inspektor McGordon melden und fand in ihm zufällig einen persönlichen Bekannten.

„Herr Superintendent,“ begann sie mit fliegendem Atem, „ich komme, um Ihnen einen Wink in Sachen des Mordes an Lord Panberry zu geben. Meiner Meinung nach ist dringend verdächtig, die Tat begangen oder doch angestiftet zu haben, Bella Talbot.“

„Miß Talbot, die Schauspielerin? Well, die haben wir ja schon verhaftet.“

Florence fuhr zurück.

„Wie? Sie ist bereits verhaftet? Aber wer hat denn“

„Nun, kein anderer, als Mr. Sherlock Holmes hat uns den Wink gegeben; wir erhielten noch in der Nacht eine diesbetreffende Nachricht von ihm, und seit heute früh sitzt die Schauspielerin hinter Schloß und Riegel.“

Florence Macrood begriff das nicht. Wenn Sherlock Holmes bei ihr eindrang und seinen Verdacht durchblicken ließ, wie konnte er dann zugleich die andere festnehmen lassen?

Daß dies vielleicht nur zum Schutze des schönen Mädchens geschehen war, darauf kam sie nicht.

Der Superintendent fuhr fort:

„Es wäre mir sehr lieb, Madam, wenn Sie mir Ihre Gründe zu dem ausgesprochenen Verdacht mitteilen wollten.“

„Ich habe eine sehr einfache Begründung meines Verdachtes: Lord Panberry hat Bella Talbot zu seiner Erbin eingesetzt, und um in den Besitz der Erbschaft zu kommen, hat sie ihn erst beiseite bringen müssen.“

„hm — dasselbe sagte Mr. Sherlock Holmes. Aber der Schuß ist von einem bereits erkannten Individuum abgefeuert worden; man sucht diesen Mann noch, aber man weiß schon, wer es ist.“

Totenbleich wurde das schöne Gesicht der Intrigantin.

„Wer ist es? Wie heißt er?“

Der Superintendent zuckte die Achseln.

„Das hat mir Sherlock Holmes auch noch nicht gesagt. Er ist selbst auf der Jagd nach ihm, und ich nehme an, daß er, wie gewöhnlich, erfolgreich sein und den Verbeeher fangen wird.“

„Suchen Sie doch selbst nach ihm, Mr. McGordon. Bella Talbot hat so viele Verehrer, manche von diesen Narren würden gewiß blindlings für sie eine solche Tat begehen“

Sie sprach nicht weiter, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und ein Herr drängte sich durch dieselbe, den Diener, der ihn zurückhalten wollte, von sich stoßend.

„Lassen Sie mich,“ rief er außer sich. „Ich sage

Ihnen, ich muß den Superintendenten sprechen, ich muß! — Ah — stehe ich vor ihm?“

Unwillig betrachtete ihn Inspektor Gordon.

„Allerdings, Sie stehen vor ihm, aber weshalb dringen Sie hier unangemeldet ein? Sie sehen doch, daß ich beschäftigt bin.“

Der Fremde warf einen Blick auf Mrs. Macrood, und ein höhnisches Licht blitzte in seinen Augen auf.

„Mrs. Florence Macrood?“ rief er mit einer übertrieben tiefen Verbeugung. „Ich dachte nicht, daß ich die Ehre haben würde, Sie hier zu treffen. Das letztemal hatte ich das Vergnügen“

„So schweigen Sie doch,“ rief Florence tief erglühend. „Sie sind doch ein furchtbar indiskreter Mensch. Gewiß wollten Sie dem Herrn Inspektor erzählen, daß ich Sie bei einem Ihrer vielen Stellicheine mit einer sehr vornehmen Dame überraschte. Doch hier ist viel Wichtigeres zu besprechen.“

„Das meine ich auch,“ erwiderte in eigentümlichem Tone der Sänger, der kein anderer als Buono war. Er kannte Florence Macrood nur aus einem der Abenteuer, in die sie ihr heißes Blut unaufhörlich stürzte, und ungefähr das Gegenteil von der Wahrheit hatte sie soeben ausgesprochen, nicht sie hatte ihn, sondern er hatte sie mit einem andern Bühnenkünstler überrascht.

„Mr. Gordon,“ sagte er rasch und dringend, „ich muß Sie unbedingt allein sprechen.“

„Ich gehe ohnehin schon,“ rief Florence, die ein Lächeln auf ihre Lippen zwang. „Auf Wiedersehen! Herr Inspektor. Ich hoffe, daß sich alles glatt abwickeln wird.“

Sie war verschwunden, ohne auf die höflichen Floskeln des Herrn zu hören, der sie gern noch zurückgehalten hätte. Doch kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, als Buono ungestüm ausrief:

„Sie haben Bella Talbot gefangen gesetzt, Mr. Gordon! Das ist himmelschreiend! Auf welche Indizien hin hat man denn das getan?“

„Das brauche ich doch nicht jedem Besucher auseinanderzusetzen,“ erwiderte ärgerlich der Beamte. „Was wünschen Sie eigentlich von mir?“

„Ich wünsche, daß Sie sofort auf allen Bahnhöfen und am Hafen auf einen Menschen fahnden lassen, den ich gestern Abend mit dieser Mrs. Macrood zusammen gesehen habe und der nachher den Mord beging.“

„Was? Sind Sie toll? Mrs. Macrood? Die war ja gestern gar nicht auf der Straße.“

„Erstens, — woher wissen Sie das? Sie hat es Ihnen gesagt, nicht wahr? Nun, jedes Wort, das sie spricht, pflegt unwahr oder geheuchelt zu sein. Ferner sagte ich Ihnen nicht, daß ich sie auf der Straße sah. Ich sah sie im Gegenteil in einem Zim-

mer, und zwar in der Konditorei am George-Markt, in dem kleinen, verräucherten Lokal, wohin sonst anständige Damen nicht zu gehen pflegen. Ich war dort, um eine Tasse Kaffee zu trinken; die beiden genannten unterhielten sich dort, und zwar italienisch. — Der gesuchte Mörder ist ein Landsmann der Mrs. Macrood."

"Daß ein Italiener der Täter sein soll, weiß ich. Aber wir haben hier Tausende von Italienern in London. Ich bin nur überzeugt, daß Sie sich bezüglich der Dame irren. War sie unverfälscht?"

"Nein, das durfte sie in solchem Lokal nicht riskieren. Aber sie hat zweierlei Merkmale, an denen man sie unter zahllosen Frauen herauskennen würde. Erstens ihre ungewöhnlich schmalen, kleinen Füße, und zweitens ihr Haar, das sie stets mit rötlichem Puder einstäubt, eine Gewohnheit, die sie besser als ein Steckbrief erkennbar macht."

"Gut, ich will annehmen, daß Sie sich nicht geirrt hätten. Was hat das mit Bella Talbot zu tun? Diese ist in Untersuchungshaft genommen worden, weil am Tatorte eine goldene Haarnadel gefunden wurde, wie sie Lord Panberry Miß Talbot zum Geschenk gemacht hat."

Buono erbleichte.

"Wer hat das bezeugt?"

"Kein anderer als der Juwelier, der sie verfertigt hat. Mr. Sherlock Holmes, der diese Nadel fand, ist schon heute früh bei dem Juwelier gewesen, der alle Schmucksachen für die Familie Panberry herstellt. Der Mann hat sofort erklärt, daß allerdings er selbst die Nadel gemacht hat, und daß Lord Panberry ein Duzend davon als Geschenk an die schöne Schauspielerin Talbot gesandt hat."

Buono fuhr auf:

"Dann kann ich Ihnen eine andere Erklärung geben. Wenn der Lord so — befreundet mit Miß Talbot war, so hat er ihr vielleicht eine von den Nadeln einmal aus dem Haar gezogen. Sie wissen, daß er einen großen Teil seiner Zeit mit Liebesgötterchen ausfüllte, und dann hat er die Nadel dort im Parke verloren."

"Hm, — das klingt sehr weit hergeholt."

"Doch nicht weiter als Ihre eigene Vermutung. Wenn Sie wissen, daß ein Mann den Schuß abgegeben hat, so begreife ich nicht, was eine Haarnadel von Miß Talbot damit zu tun haben kann."

"Mein Herr, es war gar nicht so sehr meine Absicht, Miß Talbot zu arretieren, als es vielmehr ein dringendes Verlangen von Mr. Sherlock Holmes war."

Buono taumelte zurück.

"Von Sherlock Holmes? Der mir erst heute nacht sagte, oder wenigstens sagte es sein Gehilfe zu mir, daß alles geschehen solle, um Miß Talbot zu retten?"

"Für mich gibt es nicht Retten oder Vernichten, sondern nur die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen, gleichviel, wer sie sein mögen."

Einen Moment blickte Buono den so würdig Sprechenden an, dann verbeugte er sich kurz und verschwand ebenso plötzlich wie er gekommen war.

Während er durch die Straßen eilte, rief ihn jemand an, den er im ersten Moment nicht erkannte. Es war ein großer, weißbärtiger Herr, der mit einem schönen braunen Jagdhund in einer Droschke saß und eben den Wagen halten ließ.

"Mr. Buono," rief er ihm zu, "bitte kommen Sie mit mir. — Sie erkennen mich nicht? Das freut mich. Sherlock Holmes sitzt vor Ihnen. Ich komme soeben aus der Wohnung der Frau Macrood, wo mich ein Italiener beinahe erwürgt hätte."

"Damned, Mr. Holmes, Sie hätte ich nie erkannt," rief der Sänger, indem er neben dem Detektiv Platz nahm. "Was erzählen Sie da? Ein Italiener? Wie hieß er?"

"Die Jungfer der Mrs. Macrood meinte, er hieße Danielo; das will natürlich gar nichts sagen. — Aber Sie können mir suchen helfen. — Wie ich durch meinen Gehilfen höre, haben Sie gestern abend die schöne Florence mit Cambero zusammen gesehen? In der Konditorei am Markt?"

"Ja, das war vor sieben Uhr, kurz ehe ich mich in mein Stammlokal, in die Traubenstuben, begab."

"Haben Sie bemerkt, wo die beiden hingingen?"

"Nein, ich verließ vor ihnen den Ort. Wo fahren wir aber hin?"

"Wir sind schon da. Ich muß den Juwelier noch einmal sprechen. Bitte kommen Sie doch mit."

Beide gingen in den vornehmen Juwelierladen, wo schon heute früh Sherlock Holmes seine Erkundigungen eingezogen hatte.

"Ich habe noch etwas zu fragen," wandte er sich an den Goldschmidt. "Sie wissen genau, daß Lord Panberry alle diese Nadeln wie diese hier an Miß Talbot geschenkt hat? Ich begreife dann nicht, wo eine andere Dame genau dieselben Nadeln her hat?"

"Sie meinen Mrs. Macrood? Nun, das ist nicht sehr wunderbar. Sie sah die Nadeln hier, ich hatte mehrere davon noch zum Verkauf angefertigt, und da sie ihr gefielen, bestellte sie für sich einige, ich glaube, ein halbes Duzend."

"Also Sie haben auch diese verfertigt? Wann denn wohl?"

"Es ist erst einige Monate her; warten Sie, ich zeige es Ihnen in meinen Büchern."

Er holte die Geschäftsbücher herbei, und es fand sich, daß Mrs. Macrood im Mai des laufenden Jahres die Nadeln bestellt hatte.

Sherlock Holmes zog eine abgebrochene Busennadel hervor und wies sie vor.

„Und dies hier? Ist das ebenfalls Ihr Fabrikat?“

Der Juwelier betrachtete die Nadel, welche aus Neros Wunde gezogen war und schüttelte den Kopf.

„Das ist ja nicht einmal reines Gold,“ sagte er. „Nur eine billige Sorte von Double, wo haben Sie das her?“

Sherlock Holmes sah vor sich nieder.

„Dann hat sich also der Gärtnerbursche geirrt,“ murmelte er. „Der Hund hat wahrscheinlich nicht hinter dem Lord hochgestanden, sondern er hat den Angreifer in dem Moment angepaßt, wo dieser den Schuß abgeben wollte, dabei hat sich der Mann gewehrt und die Nadel ist dem Tier in den Hals gefahren; ja, ja, natürlich! Das ist auch viel wahrscheinlicher als die Annahme, daß die Kugel . . .“

Er sprach gar nicht weiter, denn ein neuer Gedanke war ihm gekommen.

Buono beim Ärmel ergreifend, zog er ihn wieder aus dem Laden heraus und stürzte förmlich in die Droschke.

„Zum Untersuchungsgefängnis!“ rief er aus.

„Ah, Sie wollen Miß Talbot sprechen?“

„Ja, ich muß sie sofort sprechen. Haben Sie nur Geduld, es könnte sein, daß ich Ihre Dienste nötig brauche. Mein Gehilfe ist hinter Florence her; ich bin sicher, daß er sie nicht aus den Augen läßt.“

Der Detektiv wurde sofort in die Zelle gelassen, während der Sänger draußen warten mußte.

Bella Talbot erhob sich von ihrem Stuhl und schritt ihm entgegen.

Jeder Hauch von Farbe war aus dem schönen Gesicht gewichen, doch keine Tränenspurten waren um die großen, flammenden Augen zu sehen.

„Mr. Holmes!“ rief sie erregt, „welches Elend ist über mich hereingebrochen! Nicht genug, daß ich den Gatten verloren habe, man beschuldigt mich wirklich des Mordes an ihm! Mir ist's, als müsse die ganze Welt wahnsinnig geworden sein.“

„Beruhigen Sie sich, Miß Talbot, Sie werden vielleicht noch heute wieder frei werden. Sie müssen zugeben, daß man Anlaß zum Mißtrauen hat, da nur Sie in der weiten Welt Interesse an dem Tode des Lords haben konnten. Ich bin hierher geeilt, um Sie nochmals zu fragen, kennen Sie den Italiener, der mit dem Lord verkehrte?“

„Ich habe Edgar einmal von ihm sprechen hören; o Gott, wenn das der Mörder war, so ist er der verruchteste Undankbare, den die Erde trägt. Edgar war so gut und freundlich zu ihm, er hat mir selbst erzählt, daß er ihm große Summen vorgeschoffen oder vielmehr geschenkt hat.“

„Ah, und vielleicht wissen Sie, wo dieser Herr wohnte?“

„Ich nicht, aber Edgar war so ordnungsliebend, er hatte alle Adressen in seinem Taschenbuche notiert. Haben Sie dort noch nicht nachgesehen?“

„Ich kam nicht dazu, man hatte den Lord entkleidet, und seine Sachen waren von dem Haushofmeister in Verwahrung genommen; er behauptete, Befehl dazu von Lady Panberry empfangen zu haben.“

Bella sann nach.

„Der Haushofmeister,“ murmelte sie. „Ist das nicht ein Franzose?“

„Jawohl, das ist er.“

„Nun, ich glaube, er hatte eine Liebschaft mit der Jose von Florence Macrood.“

Der Detektiv blickte gespannt auf.

„Dachte ich's doch, daß ich von Ihnen am ersten einen Wink bekommen würde. Ich kann diesen Franzosen nicht ausstehen, aber das ist kein Grund für mich gewesen, ihn zu verdächtigen. Jetzt freilich, bitte, warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich wieder.“

Er eilte hinaus und sagte schnell zu Buono:

„Es gibt Arbeit, Freundchen. Bitte fahren Sie sofort in die Wohnung der Macrood, dort befindet sich die Jose. Sie denkt, daß sie frei aus- und eingehen darf, aber ich habe die Polizei beauftragt, sie nicht aus dem Hause zu lassen. Sagen Sie ihr ungefähr, Sie seien ein Abgesandter des Haushofmeisters und bestellen Sie ihr, sie möchte alle Brieffschaften herausgeben, die gefährlich werden könnten, er habe Nachricht, daß die Polizei auf der richtigen Fährte sei. Geben Sie ihr einen Kuß und ein Goldstück, für beides ist sie empfänglich.“

Nein, halt! Sagen Sie ihr doch lieber nichts von dem Kerl, dem Franzosen. Sagen Sie lieber, Sie wären verliebt in sie, wollten sie vor der Polizei retten, und sie solle ihre Papiere und alles Wichtige oder Gefährliche mitnehmen, damit Sherlock Holmes, der nachher noch eine Hausfuchung vornehmen wolle, nichts finde. Dann führen Sie die Kleine in — meine Wohnung, indem Sie so tun, als ob es die Ihre wäre. Hier haben Sie meine Karte, damit die Wachtmannschaften Ihnen keine Schwierigkeiten machen. — Vorwärts! Und viel Glück!“

Er kritzelte einige Worte auf seine Visitenkarte, steckte sie dem Sänger zu und begab sich wieder zu Bella hinein.

„Miß Talbot, jetzt kommt für Sie noch das Allerschwerste. Ich fürchte, daß Ihre vermeintliche Eheschließung nur eine Komödie war.“

„Weshalb glauben Sie das, Mister?“

Sherlock Holmes sah das schöne Mädchen voller

Teilnahme an, nahm ein zusammengerolltes Bündel Papiere aus der Tasche und setzte sich hin.

„Dies, Miß Talbot, ist das Original-Testament Ihres Gatten; ich nehme an, daß Sie von dem Inhalt desselben Kenntnis haben. Ist dem so?“

Jetzt stiegen Bella die heißen Tränen in die Augen.

„Nein, ich hatte keine Ahnung von dem Inhalt dieses unglückseligen Schriftstückes. Wie soll ich nur meine Unkenntnis erhärten?“

„Sie brauchen es mir nicht zu beweisen. Denn hier habe ich etwas, was Klarheit in die Sache bringt.“

Er entfaltete darauf einen Brief, der bei dem Original-Testamente gelegen hatte und an Bella gerichtet war. Der Brief lautete:

„Mein letzter Wille zeigt, daß ich für Bella Talbot in genügender Weise zu sorgen bestrebt war. Sie hat mir viel zu vergeben, und ich habe ihr viel zu danken. Denn sie hat mir den Begriff gegeben, wie rein und schön ein echtes Weib zu lieben vermag. — Ich aber betrog sie.“

Bella stieß einen Wehruf aus, als der Detektiv diese Stelle vorlas. Doch flüsterte sie gleich darauf: „Weiter, nur weiter! Ich will alles hören.“

„Bella Talbot wollte nicht die meine werden ohne gesetzliche Verbindung. Ich aber wußte, daß ich nicht eher als bis nach dem Tode meiner Mutter an eine solche Heirat denken konnte. — Die ganze Eheschließung in dem schottischen Dorfe war eine Komödie. Als Zeugen benützte ich meinen treuen, alten Broomer.“

Nun habe ich mein Testament aufgesetzt für den Fall eines Todes, in welchem ich meine geliebte Bella sicherstelle.

Meine geliebte Bella wird mir vergeben. — Ich war ihr nicht treu, das leugne ich nicht. Geliebt habe ich sie aber mehr als irgendeine andere Frau auf Erden, das rufe ich ihr noch über das Grab hinaus zu, und darin mag sie Trost und Halt in dem Schmerz finden, den ihr das Geständnis meines schlechten Streiches bereiten wird.

Uebrigens ist es die größte Genugthuung meines Lebens, daß ich dieses Testament, zu dem mich eine Florence Macrood täglich drängt, daß ich dies zugunsten von Bella mache, anstatt, wie Florence Macrood annimmt, zu ihren Gunsten.

Mögen alle meine Feinde oder solche, die ich je im Leben kränkte, mir verzeihen.

Edgar, Lord Panberry.“

Leise weinend hatte Bella diesen Brief bis zu Ende gehört.

Jetzt blickte sie hilflos den Detektiv an und flüsterte:

„Und ist dieser Brief nicht genug, um jedem Richter zu zeigen, daß ich nicht schuldig bin, nicht schuldig sein kann? Daß ich gar nichts von dem Testament wußte?“

„Nun, ich hoffe, wie ich Ihnen schon sagte, daß ich Ihre Unschuld sehr bald beweisen kann. Nur noch eine Frage: Haben Sie jemals in der Nähe Ihres Hauses oder Ihrer Person einen Menschen bemerkt, auf den die Beschreibung des Mörders passen könnte?“

„Fragen Sie Bridget, meine Zofe. Ich habe niemand bemerkt, aber ich erinnere mich, daß Bridget dergleichen schwatzte.“

Bella sah so bleich und angegriffen aus, daß der Detektiv sie verließ und ihr versprach, in einigen Stunden zurückzukommen.

„Bridget und der Hund,“ murmelte er. „Das sind jetzt meine letzten Stützen. Mir scheint aber, ich bin auf einer guten Fährte; eine kleine Verwandlung, und die Heße kann losgehen.“

9. Kapitel.

Die Spiegeltür.

Florence Macrood hatte ihren Kutscher abgelohnt und war zu Fuß weitergegangen. Daß ihr ganz von fern die Droschke noch folgte, fiel ihr nicht auf. Die scharfen Augen des jungen Kutschers sahen aber, wie die Dame sich ein paarmal vorsichtig umsah, bevor sie in eine unansehnliche Nebenstraße einbog und hier in einem Hause verschwand, das als Aushängeschild eine Brezel zeigte.

„Alha,“ dachte Harry Tagon, „sie geht zu Frau Ally, das läßt tief blicken.“

Er fuhr mit seiner Droschke zu dem zufällig ganz nah belegenen Fuhrgeschäft, wo er den Wagen entlehnt hatte, warf seinen Kutschermantel und Hut ab und eilte gleich darauf in „Civil“ in jene kleine Straße hinein.

Frau Ally war eine der berüchtigsten Vermieterrinnen der Stadt. Hinter ihrem Bäckerladen befanden sich kleine Stübchen, wo sich die Liebespaare, die gut genug zu zahlen verstanden, einfanden. Und vor Entdeckung war man sicher, weil nach der Rückseite des Hauses hin ein Durchgang nach einer andern Straße lief.

Und hierher verirrte sich die elegante Mrs. Macrood?

Harry schlenderte langsam in den Laden hinein und forderte eine Pastete.

Aufmerksam blickte er sich in dem Zimmer um, in das ihn die Wirtin geführt hatte.

Es war nichts Bemerkenswertes darin, bis auf

auffallend viele Spiegel, von denen mehrere bis auf die Erde reichten.

Harry hatte genug von seinem Meister gelernt, um zu vermuten, daß hinter diesen Spiegeln etwas verborgen sein mochte; wahrscheinlich Türen.

Da er ein so harmloses Gesicht machte und sich sofort in die Lektüre einer Zeitung vertiefte, dachte Mrs. Ally beruhigt, daß dies wohl nur ein harmloser Kunde sei. Sie zog sich deshalb hinter ihren Kadentisch zurück, faltete die feisten Hände und versank in ein kleines Nickerchen.

Harry aber hatte sich dicht neben dem Spiegel niedergelassen, der ihm am verdächtigsten schien, weil er weder dicht an den Fußboden heranreichte, noch sonst „richtig“ aussah.

Er neigte sich ganz dicht heran und lauschte. — Ja, er hörte Stimmen, die vom Nebenraum herkamen.

Nun erhob er sich vorsichtig, untersuchte die Leisten des Spiegels und fand nach einigen Minuten hinter denselben einen Knopf.

Leise, unendlich leise drückte er — der Spiegel bewegte sich ein ganz klein wenig, und man sah nun, daß er in der Tat eine Tür verdeckte, eine schmale, leichte Tapetentür.

„Nein,“ hörte Harry Florence Macrood sagen, „ich lasse mich nicht von dir zwingen! Ich habe dir versprochen, das Geld mit dir zu teilen und mit dir fortzureisen, weiter nichts. Nun, da ich die Betrogene bin, werde ich mich nicht fortwerfen“

„Florence!“ schrie eine Männerstimme in gequältem, gedämpftem Tone, „fortwerfen nennst du das? Hast du denn gar kein Gefühl von Dankbarkeit für mich? Folgte ich dir nicht wie ein Hund? Ward ich nicht zum Verbrecher um deinetwillen?“

„Was nützt mir das,“ rief Florence übellaunig. „Du hättest es auch geschickter machen können; man hat dich gesehen, und jede Stunde kann dir die Verhaftung bringen.“

„O nein, man findet mich nicht. Glaubst du, daß ein Mensch meinen Taubenschlag kennt? Nirgends wird man mich weniger vermuten als gerade dort; die dummen Menschen werden denken, daß ich den Ort meide, haha, nein! Ich und Danielo, wir sind unauffindbar.“

„Du Tor! Danielo ist schon in diesem Moment in den Händen des nichtswürdigen Sherlock Holmes'. Und wenn er auch eure Wohnung nicht verraten wird, so bin ich doch überzeugt, daß dich der Bluthund von Detektiv genau so ergreifen wird wie ihn.“

„Das sagst du mir kalten Blutes, Florence? — Weib, reiz mich nicht zu sehr, denn ich bin am Ende meiner Geduld.“

Es schien, als ob der Sprecher drinnen aufgesprungen sei, und als ob Florence vor ihm zurückwiche.

Harry Taron flog an allen Gliedern.

Welche kostbare Entdeckung hatte er hier gemacht und doch, wie ohnmächtig war er im Moment, sie auszunützen.

Wenn er hinausging, um Hilfe herbeizuholen, so konnten inzwischen die beiden durch den andern Ausgang entweichen. Wenn er hier blieb, so konnten sie ebenfalls verschwinden, ohne daß er ihnen zu folgen vermochte.

Oder doch vielleicht?

Er bückte sich, leise, ganz leise, und schob die Tür noch ein wenig weiter auf. Aber in demselben Augenblick erscholl hinter ihm eine keifende Stimme:

„Was fällt Ihnen denn ein, Sie junger Taugenichts? Was haben Sie da an meinem Spiegel zu tun?“

Auffahrend sah er die Wirtin vor sich stehen, die durch einen andern im Laden befindlichen Spiegel ihren einsamen Gast beobachtet und ihn jetzt ertappt hatte.

Nun war es doch heraus. Harry faßte einen verzweifelten Entschluß.

Die Spiegeltür vollends aufreißend, rief er aus: „Das sehen Sie ja, was ich an Ihrem Spiegel zu suchen habe.“

Er stürmte in das nächste Zimmer, aber zu seiner unermesslichen Ueberraschung war es leer.

„Hinaus mit Ihnen,“ zeterte die Wirtin. „Das ist ja noch schöner. Was geht Sie meine Privatwohnung an. Wollen Sie sofort machen, daß Sie hinauskommen?“

Harry ließ seine Blicke im Zimmer umherschweifen: er konnte nicht sehen, daß nur scheinbar eine Mauer den Raum rechts von ihm abschloß, daß dies aber in der Tat nur eine Papierwand war, hinter welcher die Sprechenden sich befanden.

Ehe er sich's versah, hatten ihn die robusten Fäuste der Bäckerfrau gepackt und beförderten ihn auf die Straße.

Schmetternd flog die Tür hinter ihm ins Schloß, und nur noch eine Flut von Schimpfworten drang hinter ihm her.

Harry hörte nicht darauf hin.

Er rannte, so schnell er nur konnte, um die Ecke, traf einen Schutzmann, rief ihm in fliegenden Worten zu, er solle den Bäckerladen bewachen und niemand herauslassen, und stürzte weiter. Sein Orientierungssinn und seine vorzügliche Kenntnis der Londoner Straßenkarte sagten ihm, wo sich der zweite Ausgang jenes Hauses befinden mußte.

„Umsonst!“ keuchte er. „Ich komme ja doch zu spät! Die beiden sind längst in Sicherheit — verteuflte Geschichte! So dicht vor der Nase entgeht mir

die Beute. Wie hätte mich mein Meister gelobt, wenn ich sie jetzt gepackt hätte."

Schweißgebadet kam er in dem Durchgang an, den man nur vom nächsten Viertel aus erreichen konnte — es war zu spät.

Florence und ihr Genosse hatten sich bereits in Sicherheit gebracht, und Harry Taron blieb nichts übrig, als seinem Lehrherrn Bericht zu erstatten.

„Die Haarnadeln nützen mir nichts," philosophierte Sherlock Holmes. „Da beide Verdächtige diese Nadeln besitzen, so kann ich sie nicht mehr als Beweisstück benützen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als mich mit dem Hunde auf den Weg zu machen; ich hätte es schon heute vormittag tun sollen, aber das arme Tier war ja noch zu schwach dazu."

Er befand sich während dieses Selbstgespräches auf dem Wege zu Panberry-Hall, wo er seit dem Vormittag nicht gewesen war.

Niemand hätte ihn dort wiedererkannt, denn jetzt sah er aus wie ein wohlbeleibter, behaglicher Bürger, etwa wie ein Ladenbesitzer.

Neben ihm trottete Nero, der sich von Stunde zu Stunde mehr erholt hatte und eine rührende Treue zu seinem neuen Herrn und Retter bezeugte.

Der berühmte Detektiv freute sich, so oft sein Blick auf das Tier fiel, und zuweilen blühte er sich, um es zu streicheln oder ihm sonst eine Liebkosung zuteil werden zu lassen.

In Panberry-Hall befand sich keine Seele.

Nero hob den Kopf auf und begann zu schnüffeln, sobald ihm Sherlock Holmes das Zeichen dazu gegeben hatte.

„Such, mein guter Hund, such!" rief er ihm zu. „Wir müssen den Kerl finden. Wo ist er denn hingegangen, sag? Wo ist er denn geblieben?"

Das Tier schien zu verstehen.

Da jetzt der Platz erreicht war, wo das Verbrechen stattgefunden hatte, brachte der Detektiv den Hund bis an die Stelle, wo er die goldene Haarnadel gefunden hatte.

„Hier such!" hezte er, indem er auf den Rasen wies. „Wo ist er hin?"

Schnüffelnd, Standlaut gebend, folgte Nero einer Spur, die er aufgegriffen hatte.

In zackigen Linien hin und her lief er bald langsam, bald jagend durch den Garten. Vor einem sehr dicht belaubten Obstbaume hielt er an und stieß jetzt ein leises Geheul aus, indem er hinaufblickte.

„Aha!" rief der Detektiv. „Hier ist er also hinaufgestiegen. Das war schlau. Auf den Bäumen hat man ihn natürlich in der Dämmerung nicht gesucht."

Da Nero nicht weiter ging, sondern fortwährend

an dem Baume in die Höhe sprang, entschloß sich Sherlock Holmes kurz, hinaufzuklettern.

Er sah seine Mühe belohnt.

Auf einem spitzen, herausstehenden Ast sah er etwas Dunkles hängen. Es war ein Stück Stoff von einem Anzug, übrigens feines, modernes Gewebe.

Ueber das ganze Gesicht lachend, sprang er wieder herunter.

„Der Kerl trägt zwar Stiefel mit schiefgetretenen Absätzen, aber der Anzug mußte elegant sein," dachte er. „Das ist das beste Zeichen, daß er nicht zu den höheren Gesellschaftsklassen gehört. Ein wahrer Gentleman würde vielleicht einen schabigen Anzug, aber tadellose Stiefel tragen, das steht fest."

Während er das wichtige Stück Stoff einsteckte, sah er drüben durch einen Seitenausgang einen Mann den Park verlassen, der ihm plötzlich interessanter war als alles andere.

Es war der Haushofmeister Ouvrier, der zu dieser ungewöhnlichen Stunde, da er eigentlich Dienst hatte, das Schloß verließ.

Sherlock Holmes befahl dem Hunde, zurückzubleiben und folgte dem Franzosen.

Der Weg, den dieser nahm, war nicht weit. Er führte durch zwei Straßen und über einen Platz nach Florence Macroods Haus.

„Famos!" jubilierte heimlich der Detektiv. „Der rennt jetzt in eine Falle, ohne es zu ahnen. Mir konnte gar nichts Besseres passieren."

Kaum hatte Ouvrier das Haus betreten, als auch der Detektiv hineinging und unten in der Halle einen leisen Pfiff ausstieß.

Sofort kam aus dem großen Empfangszimmer ein Polizist in Zivil heraus und fragte den behäbigen Herrn nach seinen Wünschen.

„Sie haben mich hoffentlich bloß an dem Pfiff erkannt?" fragte Sherlock Holmes. Und da der andere nickte, fuhr er fort:

„Eben ist ein Mann zum Seiteneingang hineingekommen, der die Jose besuchen will."

„Was? Schon wieder einer? Es ist doch erst vorhin einer dagewesen."

„So? Nun, und was ist mit dem geschehen?"

„Der brachte Ihre Karte, und wir haben ihn mitsamt der Jose laufen lassen."

„Sehr richtig. Diesen da aber, den dürft ihr eben nicht laufen lassen; den müßt ihr festhalten. Es ist der Haushofmeister aus Panberry-Hall. Wenn er Skandal macht, so feht euch nicht daran; sagt nur, daß jedermann, der dieses Haus betritt, so lange festgehalten werden muß, bis ich Gegenorder gebe."

„Sehr wohl, Mr. Holmes."

Flugs war der Detektiv wieder fort. Diesmal aber begab er sich zurück nach Panberry-Hall, eilte

in das Zimmer des Haushofmeisters und begann mit seinen Nachschlüsseln dort zu arbeiten.

Seine Ausbeute war unbedeutend bis auf ein einziges Papier.

Dies war eine Schuldverschreibung, unterschrieben von einem Danielo. Jetzt erfuhr erst der Detektiv, daß dies der Nachnahme seines Angreifers von heute früh war. Die Schuldverschreibung lautete auf 100 Pfund Sterling, die Danielo von Ouvrier erhalten hatte, und die er ihm zurückzahlen sollte, wenn Mrs. Macrood Lady Panberry geworden oder in den Besitz der zu erwartenden Erbschaft gekommen sein würde.

„So,“ rief befriedigt Sherlock Holmes. „Hieran soll die schöne Dame sich den Hals brechen.“

Eben im Begriff, alle Schübe und Kästen wieder zu schließen, fiel ihm noch etwas in die Hände.

Es war eine Photographie von Bella Talbot, sie in einer ihrer klassischen Rollen darstellend.

Auf der Rückseite stand mit violetter Tinte geschrieben:

„Meinem geliebten Carlo zur Erinnerung.“

Sherlock Holmes entfiel fast das Bild vor Ueberraschung.

Welches fürchterliche Licht blitzte plötzlich vor ihm auf.

Carlo, so hieß der Italiener, der den Mord begangen hatte. Wie kam dieses Bild mit der zärtlichen Aufschrift an einen Carlo in den Besitz des heuchlerischen Haushofmeisters?

War es möglich — hatte er sich so gänzlich getäuscht? Trug das Engelsbild, auf das er so felsenfest gebaut, ein so schwarzes Herz in der Brust?

War dennoch Bella die Anstifterin des Mordes? Hatte sie von dem Testament gewußt, hatte sie entdeckt, daß ihre Heirat nur eine Komödie war, wollte sie sich an dem treulosen Manne rächen?

„Es ist nicht wahr. Es kann nicht sein!“ rief der Detektiv aus. Und doch — hielt er nicht das Beweisstück gegen die unselige Schauspielerin in Händen?

Er kniff die Lippen fest aufeinander und sann angestrengt nach.

„Nur ruhig Blut, Sherlock Holmes,“ sprach er zu sich selbst. „Du darfst dich nicht beeinflussen lassen von einem sanften Lächeln, von einer Unschuldsmiene. Vorwärts! Es gilt, in wenigen Stunden die Wahrheit ans Licht zu bringen.“

Er eilte fort, diesmal nach seiner eigenen Wohnung hin, wo inzwischen Buono mit der überlisteten Luise angelangt sein mußte.

„Es fehlt mir eigentlich noch die Auskunft von Bridget,“ dachte er. „Ich werde mich überzeugen, ob sie den Italiener in der Nähe von Bella gesehen hat. Nach der Entdeckung der Photographie halte ich alles für möglich. Hätte ich nur den Kerl selbst erst.“

Bei diesen Worten prallte er mit einem Herrn zusammen, der kleiner war als er selbst, aber mit solchem Ungestüm vorwärts eilte, daß er blind und taub für seine Umgebung schien.

„Maledetto,“ knirschte der Herr zwischen den Zähnen hervor, während er schon weiterstürzte.

Ihm nach schoß Sherlock Holmes.

Vergessen war seine Wohnung, vergessen Florence Macrood und ihre Jungfer. Der Mann, welcher da vor ihm im Gewühl der Straße zu verschwinden drohte, war kein anderer als Carlo Tambero, der Mörder des Lords.

„Damned,“ murmelte Sherlock Holmes. „Hätte ich doch jetzt nicht den Hund dort gelassen.“

Er schoß wie ein Pfeil durch die Menge, während er mit lauter Stimme rief:

„Haltet ihn! Haltet den Italiener!“

Tambero hörte kaum den Ruf, als er den alten, stets so wohlbewährten Kniff anwandte. Er schrie ebenfalls, indem er mit ausgestrecktem Arm vor sich hinwies:

„Haltet ihn! Halt!“

Die Orfordstraße war ungeheuer stark belebt, und zu Sherlock Holmes' Verzweiflung tauchte der Verfolgte in dem Strom der Fußgänger vollständig unter.

Er griff einen Mann, der von hinten gesehen der richtige schien. Als er ihm in das Gesicht blickte, war es ein anderer.

Eine Aufregung ohnegleichen bemächtigte sich der Menge.

„Der Mörder des Lords war hier! Sherlock Holmes sucht ihn!“ so schwirrte es von Mund zu Mund. Und plötzlich sprang ein kleiner Zeitungsjunge vor den Detektiv hin:

„Ich habe einen Mann dort hineinrennen sehen,“ rief er. „Der sah aus wie ein Ausländer.“

Er wies auf ein Haustor, das auf ein Lager riesiger Conröhren im Hofe hinführte.

Sherlock Holmes eilte hinein, nahm den Knaben mit, ließ aber sofort von der inzwischen herbeigeeilten Polizei die Tore schließen, damit die Menge nicht nachdringen konnte.

Der Hof war von hohen Mauern umschlossen, es war unmöglich, wenn der Flüchtling wirklich hier hineingeraten war, daß er wieder herausfinden konnte.

„Kommen Sie hierher, Jonkins,“ sprach der Detektiv zu dem einen Polizisten, der neben ihm stand. „Sie bleiben jetzt mit dem Knaben hier und beginnen die Conröhren zu untersuchen. Es sind ihrer, wie ich sehe, hunderte, und sie liegen so in- und übereinandergeschichtet, daß man nicht so schnell einen darin Versteckten entdecken kann. Es kommt alles darauf an, daß Sie nur acht geben und nicht etwa den Kerl entweichen lassen. Ich schicke Ihnen noch drei Mann

herein. Ich selbst hole mir nur einen Hund, der, falls Tambero hier ist, ihn sicher herausjagt."

Er eilte fort, warf sich in einen Wagen und war nach kaum zehn Minuten wieder zur Stelle.

Nero begleitete ihn.

Sherlock Holmes hatte das Stückchen Stoff, welches er von dem Baume heruntergeholt, in der Hand, und schon auf dem Herwege hatte er wiederholt das Tier die Witterung aufnehmen lassen.

Jetzt stand er auf dem Hofe und hegte Nero in die Röhren hinein, welche über einen halben Meter inneren Umfang besaßen, so daß ein Mann in der Tat darin einen Unterschlupf finden konnte.

Nicht lange währte es, und unter der atemlosen Spannung der Zuschauenden erscholl ein wütendes Gebell.

"Er hat ihn, er hat ihn!" jubelte der kleine Zeitungsjunge. "Hurra für den Hund!"

Sherlock Holmes hielt die Arme übereinander geschlagen und wartete mit eiserner Ruhe.

Die Röhre, in welcher der Hund sich jetzt befand, lag quer zwischen den andern. Man konnte nur mit Mühe hingelangen, und es hatte eine ungewöhnliche Gewandtheit dazu gehört.

Indessen, Tamberos Stunde hatte geschlagen.

Die Polizisten räumten auf einen Wink des Detektivs die Röhre hinweg, welche ganz voran lag und den Zugang versperrte. Es gehörte die Kraft von drei Mann dazu. Als es gelungen war, konnte man deutlich hören, wo sich der Hund befand, der offenbar in einen wütenden Kampf mit dem Gefangenen geraten war.

Sherlock Holmes erbleichte plötzlich. Er hatte Angst um den Hund, den er so sehr in sein Herz geschlossen hatte.

Er pfiß, er rief, allein Nero war so verbissen in sein Opfer, daß er nicht kam.

Da sprang der Detektiv auf die Röhre hinauf, in der sich der Kampf abspielte. Ungefähr konnte man die Stelle unterscheiden; er zielte und schoß seinen Revolver ab.

Das Rohr zersprang, einen Meter weiter, und die Kugel hätte den Mann oder den Hund getroffen.

Tambero und Nero bildeten ein Knäuel, das sich wild umeinander wälzte. Der Detektiv sprang herzu und ergriff Nero am Halse.

"Packt ihn!" rief er den Leuten zu. "Wir haben den richtigen Mann."

In der Tat, — das rächende Schicksal selbst hatte Tambero in die Hände der Gerechtigkeit geliefert.

Im Nu war er gefesselt und zwischen zwei Leuten festgehalten.

Sherlock Holmes hielt das Stückchen Stoff neben

den Anzug. Es war richtig, am Ärmel fehlte das Stück. Der Ring der Beweiskette war geschlossen.

10. Kapitel.

Der Vorhang fällt.

In der Zelle des Untersuchungsgefängnisses, wo man zunächst Tambero untergebracht hatte, stand ein zweiter gefesselter Italiener vor dem Mörder.

Es war Danielo, den Sherlock Holmes hierher beordert hatte, um die beiden biedereren Landsleute zu konfrontieren. Das erste, was sich begab, war eine Flut, eine wahre Sturmflut von Verwünschungen und Flüchen, welche die beiden sich gegenseitig ins Gesicht schleuderten.

"Das nützt euch gar nichts, ihr Halunken!" meinte Sherlock Holmes nach einer Weile. "Ihr seid beide gleichviel wert! Wenn ihr nicht wollt, daß es euch noch schlechter geht, als ihr es verdient, dann sprecht jetzt, einer nach dem andern. Und zwar sprecht die Wahrheit, lügen ist unnötig, denn ich weiß ohnehin schon die ganze Wahrheit, will sie nur bestätigt haben. Sie, Danielo, sprechen zuerst: Sie sind ein Verwandter von Florence Macrood?"

"Ich bin ihr Vetter," antwortete jener.

"Wie kam es, daß Sie so gut vorbereitet in der Wohnung dieser Dame auf mich warteten?"

"Ich wartete nicht auf Sie, sondern auf diesen Schurken hier, der in die Wohnung kommen sollte."

"So so! Und ihm war der Sasso zugebracht?"

"Allerdings. Er hat Florence in der unerhörtesten Weise belästigt. Florence ist nicht nur meine Cousine, sondern auch meine Geliebte."

"Verdammte Lüge!" brüllte Tambero dazwischen.

"Halt, werter Herr," rief Sherlock Holmes. "Sie kommen gleich an die Reihe. Ich halte es für sehr möglich, daß Danielo recht hat, denn die kleine Luise hat bereits eingestanden, daß ihre Herrin das zügelloseste Leben führte, was man sich denken kann. — Sie hatte jede Woche einen andern Liebhaber; es war ihre Natur, sie konnte nicht leben ohne das. Kein Wunder auch, sie wurde ja von den Männern geradezu vergöttert. Lord Panberry war der einzige, der sie schlecht behandelte . . ."

Die letzten Worte hatte der Detektiv mit lauernem Ausdruck gesprochen. Sie verfehlten ihre Wirkung auf Tambero nicht.

"Der Elende!" sprudelte er. "Deshalb ist er gestorben! Er erhielt seine gerechte Strafe für die schlechte Behandlung, die er Florence zuteil werden ließ."

"Aber mein Bester," mahnte ihn Sherlock Holmes, "wenn Sie so ritterliche Motive leiteten, so hätten

Sie doch nicht das Schedebuch des armen Lords rauben — hätten seinen unschuldigen Diener nicht totschießen sollen."

Während er sprach, bemerkte der Detektiv sehr wohl, daß Danielo dem andern Zeichen und Winke gab und daß er lautlos die Lippen bewegte zu einer Art von stummem Sprechen.

"Wer," fuhr Sherlock Holmes fort, "wer gab Ihnen denn den Auftrag, den Lord zu töten? Sie wissen doch, daß Sie mit einer geringeren Strafe davonkommen und daß den Urhebern des Verbrechens die größere Strafe trifft."

Aufs neue flog ein Blick des Einverständnisses zwischen den beiden eben noch so erbitterten Gegnern hin und her.

"Meine Auftraggeberin," erklärte Tambero, "war eine Dame, welche mir sehr gewogen war und welche sich an dem Lord rächen — ihn außerdem beerben wollte."

"In der Tat? Und wie heißt diese Dame?"

"Sie haben sie ja schon festnehmen lassen; es ist Bella Talbot."

Sherlock Holmes brach in ein sarkastisches Gelächter aus.

"Und Sie, Danielo?" fragte er. "Sie behaupten dasselbe?"

"Allerdings. Ich behaupte es nicht nur, ich kann es beweisen. Lord Panberry wäre durch meine Hand gestorben, wenn nicht Tambero mir zuvor gekommen wäre. Denn auch mir hat Bella Talbot den Auftrag gegeben, den Lord zu töten."

"So war Miß Talbot Ihre Geliebte, ebenso wie dies Florence Macrood war? Sie haben ein erstaunliches Glück bei den Frauen, Signor Danielo. Wie wollen Sie aber Ihre Behauptungen beweisen?"

"Danielo kann gar nichts beweisen; aber ich!" rief Tambero. "Machen Sie meine Hände frei, ich bin ja an den Füßen gefesselt, also kann ich nicht flüchten. Ich will etwas aus meiner Geheimschublade hervorholen."

Sherlock Holmes zuckte die Achseln und legte seinen Revolver, den er in der Hand hielt, auf den Tisch. Dann löste er Tambero die Handschellen und trat zurück, den Revolver wieder in der Hand.

Der Italiener fuhr unter seine Weste und griff in den Brustlatz seines Hemdes hinein. Gleich darauf warf er ein Täschchen auf den Tisch und rief aus:

"Sehen Sie es sich an; es bleibt mir ja nichts übrig, als die Dame zu verraten, Schuft der ich bin!"

Als Sherlock Holmes das Täschchen öffnete, fiel folgendes heraus:

Eine goldblonde Haarlocke, ein Bild von Bella Talbot und ein Brief, der mit violetter Tinte glühende Liebesworte enthielt und als Überschrift nur die Worte trug: "Mein Liebling."

"Hm," murmelte der Detektiv, "Sie sind ein ver-teufelt geschickter Komödiant. Ich bin aber leider noch geschickter als Sie. Dieser Brief ist dem Lord Edgar gestohlen oder gefälscht. Sehen Sie her:

Und jetzt warf er den Schuldschein auf den Tisch, den er in dem Zimmer des Haushofmeisters gefunden hatte und der mit derselben violetten Tinte geschrieben war wie das Liebesbriefchen und die zärtliche Inschrift auf der Rückseite der Photographie.

"Was soll das?" riefen die Italiener beide zugleich.

"Merken Sie es nicht? Ich weiß seit einer Stunde, wer die wirklich Schuldige hier ist. Sie hatten eben zu viele Eingeweihte bei Ihrem Geheimnis. Viele Köche verderben den Brei!

Oh! Warte, du Schuft, das hatte ich erwartet."

Tambero hatte, während der Detektiv sprach, ein Messer, das er ebenfalls auf der blanken Brust getragen, hervorgezogen und stürzte sich jetzt damit auf den Detektiv.

Danielo war an Händen und Füßen gefesselt, aber dennoch half er seinem schurkischen Landsmann, indem er sich mit voller Körperkraft zwischen die Kämpfenden warf und versuchte, den Detektiv von dem andern fortzudrängen.

Sherlock Holmes stieß einen Pfiff aus; die Tür ging auf, und Harry Taron stürmte herein.

"Sagte ich's Ihnen nicht, Meister?" rief er aus, indem er ihm zu Hilfe eilte. "Dies hätte Ihr Tod sein können."

Tambero fühlte sich von hinten gefaßt und zurückgerissen, und im nächsten Augenblick waren seine Hände aufs neue gefesselt.

"Dummer Kerl," murmelte Sherlock Holmes. "Er hätte sich denken können, daß ich nicht allein hier war. Aber jetzt ist's genug der Unterhaltung — es blüht uns noch eine viel interessantere Unterredung."

Er führte den sich sträubenden Danielo hinaus, ließ ihn in eine andere Zelle einschließen und begab sich zu Bella Talbot.

Das junge Mädchen fand er kniend am Fenster; doch betete sie nicht, sondern hatte sich nur in Verzweiflung hingeworfen, eine Beute ihrer quälenden Gedanken.

Als Sherlock Holmes bei ihr eintrat, erhob sie sich und blickte ihn schreckensbleich an.

"Sie bringen mir nicht meine Befreiung? Ist der Mörder gefaßt? Hat man Klarheit über die Anstifter?"

Der Detektiv nickte ernst.

"Der Täter ist gefaßt. Es ist nicht mein Verdienst, sondern der Zufall oder vielmehr das Schicksal ließ ihn mir in den Weg laufen. Uebrigens hätte man ihn aber doch heute oder morgen gefaßt, denn

wir haben einen Verräter unter den Komplizen, der sich bequemen wird, Farbe zu bekennen."

"Er wird erst bekennen? Wieso wissen Sie denn, daß er ein Verräter ist?"

"Sie werden sehen, daß ich mich nicht täusche. Bitte folgen Sie mir, Miß Talbot; ich will Sie bei der Vernehmung zuhören lassen, ohne daß er es weiß."

Er führte sie durch einen Gang zu einem Vorzimmer, hinter welchem der Raum war, wo Mr. Ouvrier als vierter Untersuchungsgefangener wartete.

"Bleiben Sie hier," flüsterte der Detektiv, "und hören Sie zu; ich lasse die Tür offen."

Er ging in das Nebenzimmer, ließ die Tür halb offen und stand jetzt dem Haushofmeister gegenüber.

"Mr. Ouvrier," begann er, "ich bin nur hier, um von Ihnen eine kleine Gefälligkeit zu erbitten. Es handelt sich darum, daß man Sie beschuldigt, Sie hätten den Mord des Lords geplant und ausführen lassen."

"Ich?" rief der Mann, der leichenbläß und zitternd sein Schicksal erwartete. "Welche bodenlose Schlechtigkeit!"

"Nicht wahr? Ich habe Ihrem Ankläger erwidert, daß ich mich auf Ihr Wort mehr verlasse als auf das seine. Deshalb bitte ich Sie, mir hier die feierliche und schriftliche Versicherung zu geben, daß Sie den Mörder nicht beauftragt, ihm auch nicht irgendeine Belohnung versprochen haben."

"O Himmel! Das behauptet er? Es ist nicht wahr, Mr. Holmes."

Sherlock Holmes zog ein Blatt Papier, ein Taschentintensafß und eine Feder hervor und reichte sie jenem:

"Natürlich ist es nicht wahr. Bitte aber, schreiben Sie, ich will dem Ankläger dann Ihre Versicherung vorlegen und ihn damit zum Schweigen bringen. Schreiben Sie: Ich versichere, daß ich Carlo Cambero nie den Auftrag gegeben habe, Lord Panberry zu töten, noch ihm Geld versprochen habe für den Fall, daß er sterben werde."

Der Franzose schrieb. Sherlock Holmes lächelte spöttisch.

"Ich danke Ihnen," sagte er, indem er das Blatt aufnahm und die Schriftzüge genau studierte. "Und nun, da Sie sich so tölpelhaft verraten haben, sagen Sie lieber gleich die ganze Wahrheit . . ."

"Was — wie meinen Sie?" stotterte der Haushofmeister, der vor Angst bebte.

"Das will ich Ihnen sagen," rief Sherlock Holmes. "Sie elende, käufliche Kreatur; Sie hatten es mit falschen Weibern zu tun, und deshalb sind Sie geliefert. Ich weiß von Ihrer angebeteten Luise, daß

Sie mit Mrs. Macrood ein Komplott gegen Miß Talbot geschmiedet haben. Sie hofften auf ein gutes Geschäft, ganz abgesehen davon, daß Sie in der Gunst der Jose schon einen hübschen Lohn fanden. Sie sind ein ziemlich gewandter Handschriftenfälscher, aber doch noch nicht gewandt genug für — einen photographischen Apparat."

Kaum fähig zu verstehen, starrte ihn der Elende an.

"Hier," fuhr der Detektiv fort, "diesen Schein fand ich in Ihrer Wohnung, den haben Sie mit eigener Hand geschrieben. Und diese Photographie von Miß Talbot fand ich daneben, auf der Rückseite steht in Miß Talbots Handschrift: Meinem geliebten Carlo zur Erinnerung."

Ein schwacher Aufschrei erscholl aus dem Nebenzimmer. Bella Talbot kam an die Tür gewankt.

"Es ist nicht wahr," stöhnte sie. "O, Mr. Holmes, niemals habe ich das geschrieben."

"Beruhigen Sie sich, Kind," sprach Sherlock Holmes in väterlichem Tone, "ich weiß es ja. Sehen Sie her. Ich habe die Schrift auf dem Bilde photographisch um das Zehnfache vergrößern lassen. Da zeigte es sich, daß Sie allerdings mit lila Tinte hingeschrieben hatten: Meinem geliebten — aber dann kam nicht Carlo, sondern Darling — das Wort, mit dem Sie Lord Edgar anzusprechen pflegten."

Heiße Tränen stürzten aus Bellas Augen, und sie nickte stumm.

"Die Tinte," fuhr der Detektiv fort, "machte den wackeren Herrn zum Verräter. In der Vergrößerung sieht man, daß aus dem D am Anfang ein C gemacht wurde, und daß ebenso aus dem i ein o wurde; das ng am Schlusse des Wortes ist mit Scheidewasser weggetilgt worden."

Bei diesen Worten legte er vor Bella ein Blatt mit der vorhin gemachten photographischen Vergrößerung hin.

Das junge Mädchen ergriff seine Hand.

"Wie soll ich Ihnen danken, Mr. Holmes. Wie kamen Sie auf den Gedanken, der meine Ehrenrettung bedeutet?"

"Ich glaubte an Sie," erwiderte der geniale Kriminalist einfach. "Und um Ihre Unschuld zu beweisen, probierte ich dieses Mittel. Es stellte sich dabei heraus, daß Mr. Ouvrier ein gefügiges Werkzeug von Florence Macrood war, ebenso wie die beiden Italiener, die sie an der Kette ihrer Reize gefesselt hielt."

"Diese Frau war von Lady Panberry dazu angelernt, Edgars Weib zu werden?"

"Es wundert mich nicht. Sie ist ein Dämon, Flug, berechnend und mit so großer Liebesswürdig-

keit ausgestattet, daß sie Männer und Frauen gleicherweise beeinflusst. Allerdings hat ihre Laufbahn jetzt ein Ende mit Schrecken genommen"

"Hat man sie verhaftet?"

"Ich hoffe es. Ich erwarte jede Minute die Nachricht darüber. Wir haben sie bisher überall vergeblich gesucht."

Ein Beamter trat in diesem Augenblick ein und winkte Sherlock Holmes, daß er ihn allein sprechen wolle.

"Nun, was gibt's?" fragte dieser leise draußen auf dem Gange. "Haben Sie sie?"

"Nein. Aber Ihr Gehilfe ist am Telephon und will Ihnen noch etwas Wichtiges sagen."

Der Detektiv eilte an den Apparat und rief:

"Hallo, hier Sh. H. — Bist du da, Harry?"

"Ja, ich bin's, Meister. Ich glaube, ich weiß, wo die Dame ist."

"Nun? Heraus mit der Sprache!"

"Sie erinnern sich, daß ich in Frau Ballys Laden die beiden von dem Taubenschlag sprechen hörte, wo man, wie Tambero meinte, ihn nicht finden werde?"

"Ja. Hast du die Bedeutung dieses Wortes inzwischen entdeckt?"

"Gewiß; ich glaube, er meinte es wörtlich."

"Was für eine famose Idee! Und welchen Taubenschlag denkst du dir denn?"

"Den in Lord Panberrys Junggesellenhaus. Tambero deutete an, daß man ihn dort am allerwenigsten vermuten werde. Es steht dort hinter dem Türmchen ein allerliebstes Gebäude, in dem sich unten eine Remise, oben der Taubenschlag befindet. Es ist eine Stube für einen Kutscher daneben, dort kann vielleicht die Dame sich versteckt haben."

"Hast recht, Junge! Dafür verdienst und bekommst du die Hälfte von meinem ganzen Honorar."

Eine Viertelstunde später kloss Sherlock Holmes, gefolgt von zwei Polizeibeamten, die kleine Stiege zu dem Taubenschlag und der Kutscherwohnung empor.

Da Florence viele Wochen im Türmchen gewohnt hatte, so kannte sie wohl jeden Winkel rings um die Villa, und mit Recht konnte sie annehmen, daß sie hier für einige Tage oder doch Stunden sicher sein würde.

Ihr feines Ohr hatte jedoch die Schritte der Männer gehört, die sich näherten.

Mit einem Satz war sie an der Tür, die sie zuriegeln wollte. Aber der Riegel war verrostet und gehorchte ihrer Hand nicht.

Als Sherlock Holmes die Klinke niederdrückte, stand Florence mitten in der niedrigen Stube, das Gesicht von Hohn verzerrt und die geballten Fäuste eng aneinandergedrückt.

"Mr. Sherlock Holmes," rief sie ihm mit kaltem Spott entgegen. "Was verschafft mir noch so spät das Vergnügen?"

"Nur dieses hier," erwiderte der Detektiv, während er ein Paar Handschellen hervorholte und sich ihr näherte.

"Halt, einen Moment!" rief sie mit schriller Stimme. "Bevor Sie mich arretieren, drängt es mich, Ihnen ein kleines Bekenntnis abzulegen. Es ist dies: Florence Tambero hat gelebt und geliebt, wie es ihr einfiel. Sie wird auch sterben, wie es ihr einfällt. Ihnen aber, die Sie so klug zu sein meinen, Ihnen will ich eines noch sagen: Sie sind dennoch der Betrogenen! Es war meine Lust, zu betrügen! Ich betrog die ganze Welt! Meinen ersten Gatten, die Gesellschaft, die hundert Liebhaber, die ich hatte — sie alle tanzten an dem Draht, an dem ich sie hielt! Und ich verlache sie alle heute noch — Danielo, der mein Vetter und mein Geliebter war, Carlo, der es gern werden wollte — ich verlache auch den Toten, der mich mit seinem Testament zu betrügen dachte, und der doch von mir betrogen war — seine Mutter hätte mir doppelt so viel hinterlassen, wie er jener Theaterprinzessin hinterläßt; denn auch Lady Panberry war eine meiner Marionetten, welche ich mit Vergnügen beherrschte."

"Was soll das alles, Madam?" rief der Detektiv. "Ein Bekenntnis über Ihren Charakter brauchen Sie mir nicht zu geben, ich habe Sie ohnedies schon völlig erkannt. Ich bitte Sie jetzt nur, ohne Lärm und ohne Weigern mir zu folgen"

Ein gellendes Hohnlachen antwortete ihm.

Florence Macrood hatte ihre Hand an die Lippen gebracht und schluckte jetzt etwas hinunter.

"Ich lebte, wie ich wollte," wiederholte sie in wildem Triumph, "und ich sterbe, wie ich will!" — Noch sterbend verlache ich"

"Dämon Weib!" murmelte der große Detektiv, auf die Tote blickend, dann wandte er sich zum Gehen.

Interessant für Jung und Alt!

Neu!

Texas Jack

10 Pf.

der berühmteste Indianerkämpfer.

Erinnerungen und Abenteuer des grossen Kundschafters der Vereinigten Staaten Nordamerikas.

In jeder Woche erscheint ein hochinteressanter, in sich abgeschlossener Band — 32 Seiten stark — zum Preise von

10 Pfennig.

Titel der ersten Bände:

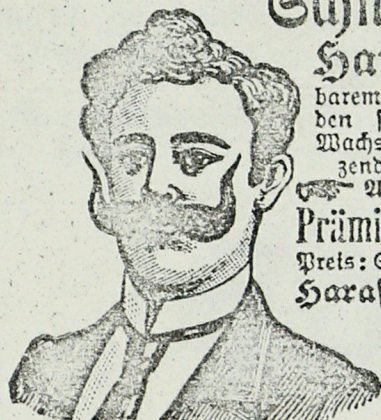
- | | |
|--|---|
| 1. Band: Ein Held von sechzehn Jahren. | 14. Band: Jane Golding, die Banditenkönigin. |
| 2. Band: Die Raben von San Francisco. | 15. Band: Wie Texas Jack seinen Vater fand. |
| 3. Band: Das Gespenst von Fort Leaton. | 16. Band: Die Blutpost von Farmington. |
| 4. Band: Das Blutbad von Camp Lancaster. | 17. Band: Der Millionendieb von San Francisco. |
| 5. Band: Der letzte König der Comanchen. | 18. Band: Die Hochzeit von Buena-Vista. |
| 6. Band: Die Goldgräber von Arizona. | 19. Band: Die Zerstörung von Troja. |
| 7. Band: Texas Jack als Detektiv. | 20. Band: Barnum und Texas Jack. |
| 8. Band: Das geheimnisvolle Schloss in Mexiko. | 21. Band: Indianer-Treue. |
| 9. Band: Das Geheimnis des Trappers Ben Bärenklau. | 22. Band: Die schwarze Hand von Texas. |
| 10. Band: Die rote Squaw. | 23. Band: Der Zauberer vom Prescottpark. |
| 11. Band: Der Skalp mit dem blonden Mädchenhaar. | 24. Band: Im Luftballon über den „Wilden Westen“. |
| 12. Band: Die Rache des Mormonen. | |
| 13. Band: Ein Ritt am Tode vorbei. | |

Zu beziehen durch jede Buch- u. Papierhandlung, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages für die gewählten Bändchen vom

VERLAGSHAUS, BERLIN SO. 26.



Garantie: Bei Nichterfolg Betrag zurück.



Schnurrbart! Streng reell!

Harasin unterstützt den Haar- und Bartwuchs mit wunderbarem Erfolge. Wo kleine Härchen vorhanden sind, entwickelt sich rasch üppiges Wachstum, was durch Hunderte von glänzenden Dankschreiben nachgewiesen ist.

Wertzlich begutachtete Wirkung.

Prämiiert: Goldene Medaille Marseille.

Preis: Stärke I 2 Mk., St. II 3 Mk., St. III 4 Mk.

Harasin ist einzig und unerreicht

bestehend, v. Sachverständigen, staatl. approb. Polizei-Chemiker, Ärzten usw. geprüft, warne deshalb vor wertlosen, mitunter sehr billigen Methoden, die mit grossem Geschrei angepriesen werden.

Postversand direkt durch: **Kosmet. Laboratorium „Violetta“, Nürnberg 183.** Herr Th. in G. schreibt: Da mein Freund durch Ihr Harasin in 3 Wochen einen flotten Schnurrbart bekommen hat, so ersuche um Zusendung einer Dose Stärke II zu 3 Mk. v. Nachn. Depos in Berlin: **Max Schwarzlois**, Hoflieferant S. M. des Kaisers, Königsstrasse 59. Hamburg: **E. Lübers**, Gr. Bleichen 20. München: **E. Veltzhardt**, Theresienstrasse 55. Leipzig: **Dr. Molius**, Markt 12. Wien: **E. Rister**, Mariabacherstrasse 86.

SPORT **SPORT**

Thaddäus Robl

„Der Radrennsport“

Elegant broschiert Mk. 1,80
„ gebunden „ 2,20

In diesem Buche bemüht sich **Thaddäus Robl**, das Wesentlichste des modernen Radrennsports zusammenzufassen und die Art und Weise seines Trainings zu schildern.

Ausführliche Prospekte hiervon sowie vollständ. Verzeichnisse der „Bibliothek für Sport und Spiel“ umsonst und portofrei vom

Sportverlage Grethlein & Co., Leipzig.

„Der Ringkampf“

von **Dr. Georg Zadig.**

Mit ca. 150 Abbildungen der bekanntesten Professionalringer, wie: Koch, Siegfried, Strenge, Sturm, Dieckmann, Lurich, Burghardt, Laurent le Beaucairois, Omer de Bouillon, Aberg, Romanow, Petrow etc. etc.

Elegant broschiert Mk. 3,20
„ gebunden „ 3,80



Enthüllte menschl. Macht!

oder Geheime Mächte. Grösstes Aufsehen erregend, einzig prakt. Lehrbuch von Dr. Ag. jam zur Entfaltung verborgener, geheimer Gewalten nach neuester Methode. Die Geheimnisse, grösste Erfolge u. Vorteile jed. Art zu erringen. Bezwingender Einfluss auf andere, ohne deren Wissen u. Willen. Geheime Liebesmacht. Einziger Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft u. Geistesfrische! Preis 1,70 M. u. folg. garant. Gross. ill. Bücherkatal. grat. Klengels Verlag 176, Dresden 19.

Ein wahrer Schatz

für alle durch jugendliche Verirrungen Erkrankte ist das berühmte Werk:

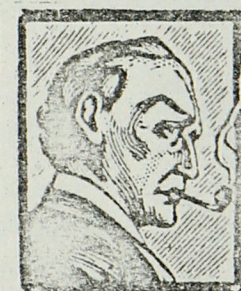
Dr. Retau's Selbstbewahrung

84. Aufl. Mit 27 Abbildungen. Preis 3 Mark. Lese es Jeder, der an den Folgen solcher Laster leidet. Tausende verdanken ihm ihre Wiederherstellung. Zu beziehen durch das Verlags-Magazin in Leipzig, Neumarkt 21, sowie durch jede Buchhandlung.

Inserate in dieser Wochenschrift haben sicheren Erfolg!

Preis für die Nonp.-Zeile nur 1,50 M.

Preis des abgeschlossenen, mit farbenprächtigem Bilde geschmückten Bandes in Quartformat **nur 20 Pf.**



Aus den Geheimnissen der Welt-Defektivs.

Titel der ersten Bände:

- | | |
|--|--|
| 1. Band: Das Geheimnis der jungen Witwe. | 23. Band: Das Gespenst von Milster Castle. |
| 2. Band: Die blutigen Juwelen. | 24. Band: Im Sarge neben der Höllmaschine. |
| 3. Band: Das Rätsel am Spieltische. | 25. Band: Der wiedererstandene Tote. |
| 4. Band: Die Tochter des Wucherers. | 26. Band: Der Lumpensammler von Paris. |
| 5. Band: Die Menschenfalle im alten Hause. | 27. Band: Die Eheirung der Lady Ruth. |
| 6. Band: Der verschwundene Bräutigam. | 28. Band: Oceana, die Königin der Luft. |
| 7. Band: Die Spürnase des Oberkellners. | 29. Band: Die heimliche Gattin des Grossfürsten. |
| 8. Band: Die Geliebte des Staatsanwalts. | 30. Band: Die Giftmischerin von Castle Rock. |
| 9. Band: Die Lady mit d. Kanarienbrillant. | 31. Band: Die schöne Krankenschwester. |
| 10. Band: Der Mann mit den sieben Frauen. | 32. Band: Der Dolch des Negus. |
| 11. Band: Blackwell, der Themse-Pirat. | 33. Band: Die Leuchtkäfer von New York. |
| 12. Band: Die Falschmünzer von London. | 34. Band: Der Schmugglerkönig von Andorra. |
| 13. Band: Das Spitzenkleid der Königin. | 35. Band: Der Raub des Grafenkindes. |
| 14. Band: Das Geheimnis der Goldgräberhütte. | 36. Band: Eine verhängnisvolle Liebschaft. |
| 15. Band: Der Schatz des Sklavenhändlers. | 37. Band: Das Grab im Leuchtturm. |
| 16. Band: Nur ein Tropfen Tinte. | 38. Band: Mörderin aus Eifersucht. |
| 17. Band: Genie und Wahnsinn. | 39. Band: Die Rache der Kamorra. |
| 18. Band: Wie Jack, der Aufschlitzer, gefasst wurde. | 40. Band: Das Mysterium des Turmzimmers. |
| 19. Band: Der verräterische Kodak. | 41. Band: Eine Erscheinung aus dem Grabe. |
| 20. Band: Im Café National. | |
| 21. Band: Der polnische Jude. | |
| 22. Band: Ein adliger Langfinger. | |

Jeder Band obiger **Sherlock Holmes-Erlebnisse** kostet nur **20 Pf.**

Geschmackvolle Einbanddecken, für 25 Bände passend, 40 Pf.

Jede Buch- und Papierhandlung liefert die Bände und die Einbanddecken, auf Wunsch auch gegen Einsendung des Betrages das

Verlagshaus, Berlin SO. 26, Naunynstrasse 38.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt gold. Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unschädlich. Aerztl. empl. Streng reell — kein Schwindel. Viele Dank-schreib. Preis Kart. mit Gebrauchsanweis. 2 Mk. Postanw. od. Nachn. inkl. Porto. Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 225, Königgrätzer Strasse 78.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuester Katal. grat. Geg. Eins. v. 20 J. Verschl. Vogel & Co., Leipzig-Pl. 182.

Goldkörnchen d. Wissens. - Kataloge (hochinteressant) versendet gratis. W. Mähler, Leipzig 465

Bücher-Katalog (hochinteressant) versendet gratis. Fritz Casper & Co., Dresden 16 95.

Damen — Herren

empfehle ich, in ihrem eigenen Interesse meine interess. illustr. Preisl. gratis und franko zu verlangen. Gegen 30 Pf. in Marken verschloss. Brief ohne Firma. **Heinr. Küppers Ncht., Köln a. Rh. No. 936**